

Drei Hauptwerke Gogols.

„Unsere literarischen Erzeugnisse von . . . Lermontow . . . bis auf Puschkin . . ., diese gesamte russische Literatur — wir wollen es offen herausagen — muß der Undankbarkeit und Ungerechtigkeit gegen ihr eigenes Vaterland beschuldigt werden. Denn sie stellt durchaus nicht das Leben ihres Volkes dar. Sie ist nur der Wiederhall der sogenannten civilisierten oder europäischen allgemeinen Gesellschaft. Die echt russische Gesellschaft hat den Mund noch nicht aufgethan. . . . Wir sind noch weit entfernt davon, den Platz als Literaten zu behaupten, den wir als Politiker schon errungen haben. Rußland muß man in der Geschichte seines Hofes, seines Heeres und seiner Verwaltung erforschen; dort wird man viele schöne Blätter entdecken. . . . Wer aber aus unserer Literatur Rußland kennen lernen wollte, der würde leicht auf die Meinung verfallen, daß es noch gar nicht verdiene, als Volk betrachtet zu werden.“

Dieser russischen Kritik gegenüber lassen sich nur wenige Werke anführen, in welchen wirklich russisches Blut pulsiert, Werke, die in die Schichten des russischen Volkes gedrungen sind und von diesem als seines Gleichen anerkannt werden. Dahin gehören Krylow's „Fabeln“, Puschkins „Kapitänstochter“, Lermontow's „Lied vom Czaren Iwan Wassiljewitsch“, vor allem aber die Lieder von Kolzow und die meisten Werke von Gogol.

Kolzow, der Sohn eines Viehhändlers in Woronesch (* 1809, † 1842), der mit den Rinderherden seines Vaters die Steppen durchzog und in dieser Abgeschlossenheit von der Welt seine Lieder dichtete, ist ein echter Volksdichter, „dessen Lieder fortklingen werden, so lange die russische Sprache lebt.“ Er ist der erste, der das russische Volkslied wahrhaft künstlerisch auffaßte und verarbeitete. Er singt aus voller Brust und in kräftigen Tönen das, was ihn freudig und schmerzlich bewegt; er singt nur, was er selber geschaut und empfunden, und alle seine Bilder und Gedanken sind entnommen der Natur, welche ihn umgiebt, und dem Volke, mit dem er sich eins fühlt.

Während aber Kolzow Lyriker ist — Bodenstedt nennt ihn den russischen Burns — ist Gogol der russische Dickens, der sich der Schilderung des russischen Lebens in allen Schichten der Gesellschaft zuwendet und in der Darstellung auch der mittlern und niedern Kreise derselben eine neue, bis dahin noch fast unberührte Quelle der Poesie aufdeckt. Dabei zeichnet er das Leben dieser Gesellschaftskreise mit wunderbarer Treue, ohne die Farben irgendwie zu mildern oder das Leben zu idealisieren. Durch beides aber, durch den Gegenstand sowohl als die Schilderungsart, ist Gogol das Haupt der sog. Naturschule geworden; ihr kritischer Verfechter wurde der berühmte Belinski, der Lessing Rußlands, ihr bedeutendster Schüler Turgenjew.

Gogol's Werke¹⁾ lassen sich ohne Schwierigkeiten in drei Gruppen teilen, von denen

die erste: (I) Dichtungen aus Kleinrußland,

die zweite: (II) Dichtungen aus Petersburg,

die dritte: (III) Dichtungen aus den Gouvernements

umfaßt.

¹⁾ Von einer speciellen Biographie des Dichters kann um so eher abgesehen werden, als im Verlauf der Abhandlung da, wo ein Eingehen darauf für das Verständnis der Werke notwendig erscheint, das Erforderliche in knappster Form geboten wird.

(I) Die Erzählungen aus Kleinrussland.

Kleinrussland umfaßt genau genommen die heutigen Gouvernements Poltawa, Kijew und Tschernigow; aber unzertrennlich davon ist die Ukraine („Grenzland, Mark“, das heutige Gouvernement Charkow), deren Bewohner sich ebenso wie die des eigentlichen Kleinrussland „Malorossi“ (Kleinrussen) nennen.

Durchströmt von dem breiten, insekreichen, meist ruhig dahinfließenden Dnjepr, der nur unterhalb Kijew gefährliche schiffarthemmende Stromschnellen (Porogen) hat, ist das Land meist höchst fruchtbar und wiesenreich. Den Hauptreiz der Landschaft bildet die Steppe. Im Januar gleich den Tundren Sibiriens mit Eis und Schnee bedeckt und von scharfen Oststürmen durchrast, ist sie im März von den Fluten des Dnjepr in einen See verwandelt, aus dem die Äste der Bäume hervorragen, während Scharen von Zugvögeln unter dem blauen, von leichten weißen Wolken umflorten Himmel ihr aus tausend Kehlen den Ankunftsgruß zurufen. Im ersten Sommermonat zu neuem Leben erwachend und in farben glänzendem Festgewande strahlend, ist sie im Hochsommer das Bild des Genusses, in dem alles Lebende zu schwelgen scheint, während ringsum eine unbeschreibliche, erquickende Stille herrscht. Im September mit goldenen Getreidegarben geziert und durch das wogende silberlockige Pflanzengras in einen breiten See umgewandelt, ist sie im November, von schweren grauen Regenwolken durchzogen und kaum von den Strahlen der Sonne berührt, ein Bild des absterbenden Lebens, von dem zahllose Schwärme von Zugvögeln Abschied nehmen.

Die Bewohner Kleinrusslands, Nachkommen der Polänen, die in grauer Vorzeit an den Ufern des Dnjepr sich niederließen, haben den ackerbautreibenden Charakter ihrer Vorfahren beibehalten. Meist die großen Städte meidend, wohnen sie entweder in Kirchdörfern (Sloboden), die sich weit hinziehen und oft Tausende von Einwohnern zählen, oder in Einzelgehöften (Chutor), die über die Steppe zerstreut sind. Poetisch angelegt und mit musikalischem Sinne begabt, offenbaren sie in ihren Volksliedern²⁾ ihre enge Verbindung mit der Natur ihres Landes, in dem alles, Pflanzen und Bäume, Tierwelt, Mond und Sterne, Abend und Morgen, die Glut der Sonne und der Schneesturm, zu ihnen zu sprechen scheint. Treu der orthodoxen Kirche, pflegen sie in ihrer Sagen- und Märchenwelt einen phantastischen Aberglauben, der gute und böse Hausgeister, Nussalken (Wassernixen), Hexen, Teufel und wer weiß was sonst noch in sich schließt. Durch die Vereinigung mit Großrussland losgelöst von einer reichen Geschichte, führen sie heute ein stilles, einförmiges Leben, in dem sie nur von der Macht der Gewohnheit geleitet werden.

Aber nicht immer war die Geschichte Kleinrusslands so friedlich wie jetzt. Schon früh von den räuberischen Horden der Chasaren, Petschenegen und Polowzer bedrängt, konnten die Ackerbauer doch hinter den Wällen und Mauern der wenigen Burgen (Grodnen, aus denen später die Städte entstanden) Schutz finden. Als aber das ganze südliche Russland, von seinen Fürsten verlassen, durch die unwiderstehlichen Einfälle der Mongolen verwüstet wurde, da verharrte der Mensch, nachdem er Obdach und Habe verloren, nicht thatenlos hinter den Mauern. Dem Mute der Verzweiflung sich in die Arme werfend, wagte er es, auf den rauchenden Trümmern seiner Wohnstätte angesichts der unverjählichen Feinde sich neu anzubauen und der Tataren-Gefahr die Stirne zu bieten. Der friedliche Sinn der Slaven entbrannte und erzeugte den Auswüchsling der russischen Natur, den Bund der Kosaken (richtiger Kasaken). Anfangs nur eine bloß aus Männern bestehende Gemeinschaft, erhielten die Kosaken schnell bedeutenden Zuwachs aus manchen gleichfalls bedrängten slavischen Stämmen. Alle Flußufer, Furten und Moorpässe füllten sich damals mit Kosaken an, deren Zahl unberechenbar war, so daß ihre kühnen Abgesandten dem Sultan auf seine Frage, wie stark ihre Zahl sei, antworten konnten: „Wer weiß es? Bei uns in der Steppe trägt jede Erdscholle einen Kosaken.“ Die fortwährenden Kämpfe dieser aus einem Gemisch von Völkern entstandenen, aber durch das Bewußtsein gemeinsamer Gefahr und den Haß gegen die heidnischen Räuberhorden geeinigten Kosaken haben Europa vor der drohenden Überschwemmung durch die wilden Asiaten gerettet.

Der älteste und kriegerischste Stamm der Kosaken sind die Saporogen (von sa „jenseits“ und porog „Stromschnelle“, „die jenseits der Stromschnellen (des Dnjepr) Wohnenden“). Das von ihnen bewohnte Land, wie ihre Verbindung selbst führt den Namen Saporogie. Ihre Hauptniederlassung, Setch genannt, befand sich auf einer Dnjepr-Insel (Chortika), bestand aus großen Holz- und Lehmhütten und war mit einem Wall umgeben. Kein Weib durfte sie betreten. Die Setch zerfiel in 38–60 Abteilungen (Kurenys, von kuren = Herd), in denen je 40–60 Kosaken wohnten: sie wählten je einen Kurenoi-Ataman, dem sie Geld und Wertfachen zur Aufbewahrung in der

²⁾ Vergleiche Friedrich Bodenstedt, die poetische Ukraine. Eine Sammlung kleinrussischer Volkslieder. Stuttgart. 1845.

gemeinsamen Kasse übergaben, und speisten zusammen. Alle Abteilungen wählten gemeinsam einen Koschewoi-Ataman (von kosch ‚Feld‘, „Feldhauptmann“), der auf ein Jahr Oberster war in Krieg und Frieden; ihm zur Seite standen als Vollstrecker seines Willens die Starschinen („Ältesten“). Zweimal jährlich fand eine allgemeine Versammlung („Rada“) statt, am 24. Juni und am 1. October. Den Kurenys entsprechend war das Gebiet der Kosaken in Bezirke (Polke, Regimente) eingeteilt, an deren Spitze je ein Polkownik stand. Es gab kein geordnetes, stehendes Heer; aber wenn es Krieg oder allgemeine Bewegung gab, waren alle in höchstens acht Tagen versammelt; ein jeder stellte sich auf den Ruf zu Rosß und in Waffen. Außer den eingeschriebenen Kosaken, die beim Kriege oder sonstigen Unternehmungen sich stellen mußten, war es leicht, Freiwillige zusammen zu bringen. Die Jesauls (Offiziere) gingen auf die Märkte und Plätze der Flecken, bestiegen einen Karren und riefen: „Heran, ihr Becher! Heran ihr Pflüger, Roggenbauer, Kämmerhirten und Weiberdiener! Schleicht nicht länger hinter den Ochsen her, schleppt nicht mehr den gelben Kasten im Dreck, verlaßt die Weiber! Es ist Zeit, Kosakenruhm zu gewinnen.“ Solche Worte glichen dem Funken im trocknen Holze: alle zertrümmerten ihr Hausgerät und stiegen zu Pferde. War der Krieg beendet, so kehrte jeder Soldat auf seine Felder zurück, wo er sich mit Fischerei, Jagd und Kleinhandel beschäftigte, Bier braute und seine Freiheit genoß. Es gab kein Handwerk, das der Kosak nicht kannte: Branntwein brennen, Wagen zimmern, Pulver machen, Schloffer und Hufschmied spielen und dazu trinken und tolle Streiche machen, wie es nur ein Russe versteht.

Kleinrußland — die Schilderung des Landes, seiner Bewohner und seiner Geschichte — das ist das Thema der ersten Gruppe der Werke Gogols. Geboren (1809, 1810?) in Kleinrußland als der Sohn eines Gutsherrn, in dessen Familie sich die Sagen und Lieder von den Heldenthaten der Kosaken lebendig erhielten, hatte der Knabe und Jüngling manches Jahr hindurch Gelegenheit, Leben, Sitte und Gewohnheit der Kleinrussen kennen zu lernen. Begabt mit scharfer Auffassungskraft und Sinn für Poesie, versuchte er schon früh, in Balladen und Trauerspielen die kleinrussische Mundart — die sich von der großrussischen unterscheidet etwa wie das Plattdeutsche vom Hochdeutschen — zu kultivieren und zur Schriftsprache auszubilden. Diese Versuche, bei denen er von gleichgesinnten Freunden unterstützt wurde, scheiterten zwar, aber die kräftige Liebe zur Heimat, die sich darin offenbarte, blieb dem Dichter, auch als er (1830) nach Petersburg kam und nach mancherlei Wechsel endlich einen Lehrstuhl für Geschichte an der dortigen Universität erhielt. Durch seine Beschäftigung kam er auf den Gedanken, eine Geschichte seines Heimatlandes zu schreiben, und sammelte zu diesem Zwecke die Lieder, Sagen und Überlieferungen von den Kosaken mit großem Eifer. Nachdem er in — großrussischer — Sprache seine „Abende auf dem Meierhofs (Schutor) unweit Dikanka“ veröffentlicht und bei den Dichtern seiner Zeit, namentlich bei Puschkin, Beifall gefunden hatte, schritt er, ermutigt durch diesen Erfolg, auf der betretenen Bahn weiter und schrieb eine Reihe von Werken, die alle der Schilderung Kleinrußlands angehören. Nur eines von ihnen behandelt die Geschichte seiner Heimat; aber dies eine ist das vorzüglichste aller seiner Werke. Es ist

(1.) Taras Bulba (1832),

eine Dichtung, welche die Mitte hält zwischen einem historischen Roman und einem Heldengedicht. Die historischen Romane unserer Zeit, in denen die schöpferisch wiederherstellende Phantasie eines Freitag, Dahn, Ebers, Scheffel u. v. a. mit Erfolg an der Wiederbelebung der Vergangenheit arbeitet, sind von Gogols Dichtung doch in einem Hauptpunkte unterschieden. Denn „sie heben zwar die alten ausgegrabenen Gebeine und hauchen ihnen den Atemzug einer lebendigen Seele ein, auf daß sie sich erheben und kräftigen Schritts als auferweckte Tote einherwandeln“ — aber es sind eben tote Gebeine, die der Gelehrte erst unter großen Mühen aus halbverschütteten Grabmälern und vergilbten Folianten hervorsuchen muß, ehe der Dichter ihnen seinen Atem einhauchen kann. Anders liegt die Sache bei Gogol. Auch er mußte zwar den Staub von manchem Folianten hinwegblasen, ehe er seine Helden in scharfen Umrissen erkennen konnte — aber ihm sprudelte in den Sagen seiner Heimat, in der fast jedes Dorf seine Legende hat, ihm sprudelte in den Liedern, die damals von den Heldenthaten der Kosaken noch im Gedächtnis des kleinrussischen Volkes lebten, ein lebendiger Quell, in dem Sinnen und Fühlen jener längst hingeschwundenen Kosakenherrlichkeit sich getreulich offenbarte. Gogol hat die Vielheit dieser Lieder und Sagen mitsamt den geschichtlichen Thatfachen sinnreich zu einer in sich zusammenhängenden Einheit gestaltet und in ihre Mitte den Polkownik Taras

Bulba gestellt. Mit Rücksicht darauf möchte ich auf ihn die Worte anwenden, mit denen er selbst (Cap. 8) die Kosaken des Banduraspielers gedenken läßt, der ihren Ruhm der Nachwelt verkünden soll: „Es wird ein Banduraspieler kommen, . . . männlichen Mutes voll, der mit begeisterter Seele ihrer in herrlichen Worten gedenken wird. Und ihr Ruhm wird sich über die ganze Erde verbreiten und alle Nachkommenschaft wird von ihnen reden:

„Taras Bulba“ entbehrt zwar des Reizes der gebundenen Rede, aber keineswegs der poetischen Sprache und noch weniger des poetischen Inhaltes.²⁾ „Es liest sich“, sagt ein Kritiker, „wie ein Gesang aus der Ilias: in solch grandioser Einfachheit und wilder Schönheit rauscht es an uns vorüber.“

Ostap und Andry, Taras Bulba's Söhne, lehren aus dem Seminar zu Kijew³⁾, in dem sie eine notdürftige, bald wieder verschwindende Erziehung genossen haben, nach Hause zurück (I. Teil, Cap. 1—4). Aber schon am Tage nach ihrer Ankunft in der Heimat entreißt Taras die Jünglinge den Armen der klagenden Mutter, heißt sie aufsitzen und reitet mit ihnen nach der Settsch. Dort wird der alte Polkownik mit seinen beiden jungen Kosaken mit Jubel aufgenommen; aber leider giebt es keinen Krieg und mit den Türken ist ein Friedensvertrag geschlossen. Vom Morgen bis zum Abend und selbst die Nächte hindurch ertönen Bandura und Balalaika, Alt und Jung tanzt in rasender Lust den Kosatschok und die Settsch hallt von den Liedern und Trinkgelagen der Kosaken wieder. Doch mit Unwillen sieht der alte Bulba das mühsige, schwelgerische Leben und er sinnt, wie er wider den Willen des Koschewoi-Atamans einen Kriegszug ins Werk setze. Da trifft die Nachricht ein, daß die teyerrischen [röm.-kath.] Polen in die Ukraine eingefallen und die heiligen [griech.-kath.] Kirchen den Juden in Pacht gegeben haben. Ein tausendfaches Rachegeschrei steigt zum Himmel auf; binnen wenigen Tagen ist das Kosakenheer gerüstet und setzt sich in Marsch. — (II. Teil, Cap. 5—9) Wie eine Sintflut ergießt es sich über das Polenland vor sich die überraschten Feinde herjagend, hinter sich Verwüstung und Zerstörung zurücklassend. Erst die befestigte Stadt Dubno [in Wolhynien] hemmt den Lauf der Saporogen und eine langwierige Belagerung zwingt sie zur Unthätigkeit. In der eng eingeschlossenen Stadt wüthet eine furchtbare Hungerstot und die Kosaken harren ruhig des Augenblicks, wo sie sich ergeben muß. Aber das Geschick hat es anders beschlossen. Andry, der jüngere der beiden Brüder, erfährt durch ein Tatarenweib, daß eine schöne Polin, die er einst in Kijew gesehen hat, als Tochter des Wojwoden in Dubno weilt und mit ihren Eltern dem Verhungern nahe sei. Von Liebe zu der Unglücklichen verlockt, verläßt er in einer Nacht, mit einem Sack voll Brod beladen, das Lager und erreicht, geführt von jener Tatarin, in einem unterirdischen Gange die Stadt. In den Armen der Geliebten vergißt er Glauben und Vaterland, stellt sich an die Spitze der Belagerten, die inzwischen Hülfsstruppen erhalten haben, und macht einen glänzenden Ausfall, wie ein Blitz in die Reihen seiner ehemaligen Brüder fahrend. Doch im Eifer der Verfolgung wird er abgeschnitten und von Taras selbst ergriffen. — „Steig ab vom Pferd!“ spricht Bulba, und willenlos gehorcht Andry. — „Weib stehn und rühre Dich nicht! Ich habe Dir das Leben gegeben, ich werde es Dir auch nehmen.“ Er trat einen Schritt zurück, nahm seine Muskete von der Schulter und gab Feuer. Wie ein von der Sichel getroffener Kornhaln neigte Andry das Haupt und sank lautlos nieder. In diesem Augenblick löst Ostap, der eben zum Ataman eines Kurens erkoren war, zu Taras, aber es bleibt keine Zeit, den Getödeten zu bestatten, da die Feinde immer siegreicher vordringen. Heldenmüthig werfen Vater und Sohn sich auf die Polen, aber sie werden umzingelt; Taras sieht nur noch seinen Sohn in großer Gefahr, dann wird er von einem schweren Schläge getroffen; er fällt zur Erde nieder, wie eine abgehauene Eiche, und ein dichter Nebel bedeckt seine Augen. — (III. Teil, Cap. 10—12) Als Taras nach langer Zeit wieder zum Bewußtsein erwacht, findet er sich durch die Treue seines alten Jesulus zwar gerettet in seiner Heimat, aber das Kosakenheer ist zerstreut und vernichtet und Ostap in die Gefangenschaft der Polen geraten. Sobald seine Wunden einigermaßen geheilt sind, treibt ihn die Liebe zu Ostap nach Warschau; verkleidet versucht er, ob er den Sohn vielleicht durch Geld befreien oder ihn doch noch einmal sprechen könne. Beides mißlingt. Er sieht ihn erst auf dem Markte wieder, als Ostap an der Spitze der übrigen Gefangenen dem Richtplatze zuschreitet. Er hört ihn laut seine Brüder ermahnen, daß keiner Furcht zeigen möge, und das Herz des alten Bulba schwillt vor Stolz und Freude. Er sieht, wie der Henker seinem einzigen Kinde Glied um Glied zerschlägt; kein Seufzer kommt über Ostaps Lippen und stolz murmelt der Vater: „Brav, Sohn, brav!“ Als aber die letzte Marter und der Tod an ihn herantreten, da bricht Ostaps Beharrlichkeit und er ruft mit betrübter Seele: „Vater! Wo bist Du? Siehst Du dies alles?“ Und aus der dichtgedrängten Menge schallt es vernehmlich zurück: „Ja, mein Sohn, ich sehe es.“ Spurlos verschwand Taras. — Bald darauf zeigten sich an den Grenzen Polens 120 000 Kosaken, an der Spitze eines Volks von 12 000 Mann der alte Bulba. Klöster, Dörfer und Städte wurden zerstört und alles Lebendige hingeschlachtet. Als endlich der Koschewoi-Ataman und die Polkowniks zur Annahme des von den Polen ihnen angebotenen Friedensvertrages sich überreden ließen, verweigerte allein Bulba seine Zustimmung und setzte auf eigene Hand mit seinem Volk den Krieg fort. Während die treulosen Polen kurze Zeit nach dem Vertrage den Kopf des Atamans und vieler Polkowniks auf Pfähle spiechten, durchzog Taras fast das ganze Land; wo er hinkam, da rötete sich die Erde von Blut und der Himmel von Flammen. „Das, verfluchte Polen, sind Ostaps Leichenmessen!“ sprach Bulba. Endlich wurde er von der Uebermacht hart bedrängt und am Dnjepr eingeschlossen. Er versuchte den Durchbruch und sicherlich hätte er sich ebenso gut gerettet wie die Reste seines Häufleins: aber um nicht einmal seine Pfeife, die ihm entfallen war, in den Händen der verfluchten Polen zu lassen, hielt er im Jagen inne, um sie zu erhaschen. Im nächsten Augenblick war er gefangen und während die übrigen Kosaken noch verzweifelt kämpften, wurde er an einen hohen Baum genagelt. Man schleppte Reisig zusammen und zündete es unter ihm an;

²⁾ Inhaltsangabe nach Glagau, die russische Literatur und Iwan Turgenjew. Berlin 1872. — Gleichzeitig mögen hier die übrigen bei der Arbeit benutzten Bücher genannt werden. Haller, Geschichte der russ. Lit. Dorpat und Riga, 1882. Herzen, Rußlands sociale Zustände. Hamburg 1854. v. Lanckenau und v. d. Delsnik, das europäische Rußland. Leipzig 1876. v. Lengenfeldt, Rußland im 19. Jahrhundert. Berlin 1875.

³⁾ Eine ergötzliche Schilderung von dem Leben und Treiben der Seminaristen während der Schulzeit und in den Ferien giebt Gogol in der Einleitung zu der nachher noch zu erwähnenden Skizze „Wih“.

Taras achtete des nicht; all seine Sorge galt den Kameraden, die er den Ausweg verfehlen sah. Schon erreichten die Flammen seine Füße, da raffte er allen Atem zusammen und schrie mit der ganzen Gewalt seiner Stimme: „Zum Gestade, zum Gestade, Kameraden! Verfolgt den Pfad zur Linken!“ Ein Keulenschlag traf ihn auf den Kopf und betäubte ihn; aber da er wieder zu sich kam, sah er mit hoher Freude die Kosaken in den Köhnen und pfeilschnell davon rudern. Und noch lange redeten die Saporogen von ihrem Ataman. —

Aus dieser wenn auch nur knappen Inhaltsangabe läßt sich doch die Meisterschaft des Dichters in der Composition erkennen. In drei (vorhin schon angedeuteten) Theilen führt Gogol die Erzählung fort, stets den Gesichtskreis des Lesers erweiternd. Dem freudig bewegten Leben in der Steppe läßt er den Religionskrieg, in dem mehr denn die Hälfte des orthodoxen Kosakenheeres vernichtet oder gefangen wurde, und endlich den furchtbaren Nachzug nach Polen folgen, bei dem die Edelsten des kühnen Volkes durch Verrat oder Gewalt umkommen. Das ist eine aufsteigende Reihe erschütternder Ereignisse, die unwillkürlich an den männermordenden Kampf vor Troja und an die schreckliche Vernichtung des Burgundenvolkes im Hunnenlande erinnern. Aber trotz ihrer Einfachheit, trotz ihres schlichten Ganges ist die Erzählung mehr als eine simple chronologische Aneinanderreihung von Thatsachen: vielmehr offenbart sich darin die ächt poetische Rücksicht, daß die nachfolgenden Begebenheiten stets die notwendige Wirkung der vorhergehenden sind. Deshalb findet sich in „Taras Bulba“ nicht die phantastische Willkür der Erfindung, der wir in manchen modernen Romanen begegnen, und klar und scharf erkennt man zwei leitende Ideen, die die Triebfedern der Gesamthandlung sind: Rache und Liebe zur Kirche. Rache für den ermordeten Geliebten ist im Nibelungenliede das treibende Motiv, das den schrecklichen Abschluß herbeiführt; Rache für den ermordeten Sohn führt in „Taras Bulba“ den zweiten Schreckenszug nach Polen herbei. Treue gegen den Fürsten verursacht im deutschen Volksepos Kämpfe grauigster Art; was für den Germanen Treue gegen den Fürsten, das ist für den Slaven, für den Kosaken Liebe zu seiner Kirche. Obwohl der Kosak von Fasten und Enthaltbarkeit nichts wissen will, ist er doch in jedem Augenblick bereit, den letzten Tropfen Blutes zu vergießen um des Glaubens willen; zu seiner Kirche höchstem Preise glaubt er sich allüberall berechtigt, das Schwert zu führen gegen Andersgläubige. Die beiden Züge gegen Polen mit all ihren Gräueln sowie das tragische Ende Andrys und Bulbas — sie entspringen diesem Grundgedanken, der die Dichtung wie ein roter Faden durchzieht und seinen schärfsten Ausdruck findet in den Worten, welche Taras auf dem Scheiterhaufen kurz vor dem Tode spricht: „Was habt Ihr gewonnen, verfluchte Polen? Glaubt Ihr, daß irgend etwas in der Welt dem Kosaken Furcht einlösen könne? Wartet nur, die Zeit wird kommen, wo Ihr lernen sollt, was der wahre russische Glaube ist. Von jetzt an werden nahe und ferne Völker es erfahren; ein Czar wird sich auf russischer Erde erheben und es wird keine Macht auf Erden geben, die sich nicht vor ihm beuge“.

Nicht minder bedeutend erscheint der Dichter in der Charakteristik der Personen. Obgleich alle Helden Mut und Tapferkeit, treue Kameradschaft und Liebe zum Glauben offenbaren, so sind die einzelnen Figuren dennoch bis zu voller Individualität ausgebildet. Der Polkownik Taras Bulba, der in der Freiheit der Steppe unter steten Kämpfen gegen Tataren und Polen grau geworden ist, ist die Verkörperung jener allgemeinen Tugenden. Daneben aber treten noch besondere Züge in ihm hervor. Zwar ist er ein rauher Gatte, der um seiner Kameraden willen sein armes Weib verläßt und mit der ganzen Festigkeit seines unbeugbaren Willens der Mutter die Kinder gleich nach dem Wiedersehen entreißt — aber dabei hat er ein Herz voll inniger Liebe zu seinen tapferen Söhnen. Er kann und mag es nicht glauben, daß ein Kosak, ja daß sein eigen Fleisch und Blut eine ehrlose That begehen und Glauben und Vaterland verleugnen könne; unaufhörlich verfolgt ihn dieser Gedanke und treibt den Schlummer aus seinen Augen. Als er aber endlich traurige Gewißheit von der Schandthat erhält, da thut er einen feierlichen Schwur, furchtbare Rache zu nehmen an der schönen Polin. Das Kampfgeschick führt ihm Andry in die Hand und ruhig tötet er den Sohn, der ruhmlos fällt wie ein ehrloser Hund. Selbst das Begräbnis, das nie einen Kosaken geweigert wurde, will er ihm im Uebereifer versagen; aber nach kurzem Nachdenken sagt er sich, daß er die ritterliche Kraft, die Tapferkeit ehren müsse, wo er sie auch immer finde, und nur das Kampfesunglück verhindert ihn daran, seinem gehafteten Heldensohne die letzten Ehren zu erweisen. Desto innigere Liebe überträgt er auf Ostap, der durch seine Tapferkeit zur Würde eines Kurenoi-Atamans emporgestiegen ist. Als die Polen seinen Einzigen gefangen genommen haben, kann nichts ihn trösten; weder die Lieder des Wanduraspielers, noch eine Meerfahrt wider die Türken, weder ein Steppenritt noch die Jagd vermochten seinen unauslöschlichen Schmerz zu tilgen; voll tiefer Traurigkeit sah er am Strande des Meeres, lange darüber hinschauend, und seufzte immer: „Mein Ostap! Mein Ostap!“ Er wagt den gefährvollen Weg nach Warschau und muß mit eigenen Augen schauen, wie sein einziges Kind unter furchtbaren Martern stirbt. Das ist zuviel für das gequälte Vaterherz und darum furchtbar der Nachzug gegen die Polen. — Nicht minder scharf sind

die Charactere Ostap und Andry gezeichnet und der Contrast zwischen beiden tritt klar zu Tage. — Von den Nebenfiguren ist es besonders die Mutter, die unser Herz in Anspruch nimmt, da sie eine stille Dulderin ist, der es für ewig beschieden bleibt, ihrer trüben Sehnsucht nachzuhängen. Sie hatte die Liebe nur spärlich gekostet, beim Aufglühen jugendlicher Leidenschaft; von ihrem rauhen Eheherrn mußte sie Unbill und selbst Schläge erdulden und erfuhr nur selten eine geringschätzende Liebkosung. Deshalb sammelt sich bei ihr alles, was das Weib an Liebe, Zärtlichkeit und Leidenschaft hegt, in dem Gefühle der Mutterliebe. Als sie von dem Entschlusse Bulbas hört, der ihr die Kinder gleich nach dem Wiedersehn entführen will, wagt sie nicht zu reden; nur mit verstohlenen Blicken schaut sie sie an und ein namenloses Wehe drängt ihr die Thränen in die Augen. Und in der Nacht, während der die Söhne neben ihrem Vater im Hofe schlafen, neigt sie sich über das Lager ihrer Kinder, wie die Schwalbe der Wüste über ihr Nest; heftig schluchzend, blickt sie unverwandt auf sie, bis lange rote Streifen am Himmel den Tag verkünden, der ihr die schwache Hoffnung raubt, daß Taras seinen Befehl noch ändern werde. Unter Thränen besorgt sie das Morgenbrot; weinend hängt sie den Scheidenden im Namen der Gottesmutter ein Kreuz um den Hals und vermag nicht den Segen zu Ende zu sprechen. Thränen im Auge, klammert sie sich an den Sattel und drückt mit schmerzlich stummer Verzweiflung den jüngsten, ihren Liebling, in ihre Arme; noch einmal umarmt sie ihn in wilder, wahn-sinniger Hast — dann bricht sie ohnmächtig zusammen. Mit dem Suffurs von Freiwilligen schickt sie den vor Dubno weilenden Söhnen ein heiliges Bildnis aus Cypressenholz — aber der Himmel hatte es anders beschieden. Armes Mutterherz! Du glaubtest, der Segen der Mutter bewahre vor aller Gefahr, aber Du dachtest nicht daran, daß die Zukunft ist wie ein dichter Nebel, der im Herbst aus sumpfiger Gegend aufsteigt; die Vögel fliegen bestürzt hindurch, ohne sich zu finden, und keiner weiß, ob sein Ziel nah oder fern!

Die Schilderungen verdienen nicht ganz das volle Lob wie Composition und Charakteristik. Es versteht sich von selbst, daß der Dichter uns mit allen Einrichtungen und Gebräuchen der Kosaken bekannt zu machen hat; die Hütte, das Gemach, die Schlafstelle, die Rüstung, die Sitte beim Aufbruch, die Setsch, die Aufnahme des Neulings, die Geseze im Frieden wie im Kriege, die Versammlungen, das Begräbnis — dies alles läßt sich aus der Dichtung zu einem klaren, anschaulichen Bilde zusammenstellen. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß derartige Beschreibungen zum Teil reine Beschreibungen sind und weniger oft (z. B. bei den Versammlungen) thätige Handlung bilden. Ein Muster der Schilderung aber ist die der Entscheidungsschlacht vor Dubno (Cap. 9). Den Gesamtkampf deutet der Dichter bloß an und erfreut den Leser durch die Darstellung von Einzelkämpfen; Kulubenko, Stephan Guska, Mosy Schilo, Kassian Boudug — sie alle sehen wir einzeln ihrem Gegner nahe kommen und hören die Spottreden, die sie mit ihm wechseln. Wenn sie aber schwergetroffen zu Boden sinken, dann entringt sich ihrer Seele noch ein Wunsch, der mit fast gleichlautenden Worten wiederkehrt: „Lebt wohl, Ihr Herren Brüder und Kameraden“, spricht der sterbende Held, „möge die Rechtgläubigkeit auf der russischen Erde für die Ewigkeit bestehen!“; dann schließt er die erlöschenden Augen und seine Kosakenseele entflieht der rauhen Hülle. Den Gang der Gesamtschlacht kennzeichnet Gogol durch eine drei Mal wiederkehrende Frage Taras Bulbas: „Sagt, Ihr Herren, ist noch Pulver in den Hörnern? Ist die kosakische Kraft noch nicht erschlasst? Wanken die Unsern noch nicht?“ Und drei Mal erschallt darauf die gleiche Antwort: „Vater, noch ist Pulver in den Hörnern, noch ist die Kraft der Unsern nicht erschlasst, noch wanken die Unsern nicht!“ Noch steht also der Kampf. Als aber Taras eben das Bluturteil an seinem Sohne vollzogen hat, da tritt der entscheidende Wendepunkt ein und wiederum erschallt ein dreifacher Ruf, wiederum an Bulba gerichtet und die von Augenblick zu Augenblick sich steigende Gefahr andeutend: „Unglück, Ataman! Die Polen sind verstärkt, es sind frische Truppen zu ihnen gestoßen!“ — „Unglück, Ataman! Es bricht eine neue Kraft über uns herein!“ — „Wo bist Du, Vater? Die Kosaken suchen Dich; sie wollen, daß Du sie in der Stunde des Todes siehest.“ — *)

*) Als gleichwertig dieser Schilderung ließe sich noch die der Hungernot in Dubno (Cap. 6) anfügen. Hier mag nur noch eine Naturbeschreibung Platz finden, da sie zur Ergänzung dessen dient, was (S. 4) über die Steppe gesagt ist. (Die Steppe am Mittag). „Die ganze Oberfläche der Steppe war ein Meer von goldenem Grün, das in tausend andere Farben hinüberspielte. Zwischen der dünnen und trocknen Haide sproßten unzählige blaue, rote und violette Blümchen. Der Ginster trieb seine gelbblumige Pyramide in die Luft; weißer Klee streute seine kleinen Blumen zwischen das dunkle Kraut und einsam reifte eine Weizenähre. Im Schatten der hohen Halme lauerte der Hals des leichten Rebhuhns. Die ganze Luft war mit tausendstimmigem Vogelgesang erfüllt. Sperber schwebten regungslos, die Luft mit den Flügelspitzen schlagend und die Haide mit raubsüchtigem Blicke durchspähend. Von fern hörte man den scharfen Schrei einer Truppe wilder Gänse, die wie eine dichte Wolke über einen in der unermesslichen Ebene sich verlierenden See zogen. Die Steppenmöve erhob sich in regelmäßiger Steigung und badete sich wollüstig in den Azurfluten; bald sah man sie nur noch wie einen schwarzen Punkt, bald glänzte sie weiß und schimmernd in den Sonnenstrahlen.“ — (Die Steppe am Abend). „Bei den letzten Sonnenstrahlen schien der ganze bunte farbige Raum in Flammen zu stehen; dann verdunkelte er sich rasch

Endlich aber besitzt die Dichtung in nicht geringem Grade epische Objektivität. Geringe Einzelheiten abgerechnet, vermeidet es Gogol durchweg, seine Person vorzudrängen und sich selbst redend oder denkend einzuführen. Deshalb finden sich bei ihm weder seitenlange historische Exurse noch langatmige Reflexionen. „Ich bin kein Freund von gelehrten Abhandlungen, wenn dieselben nur Abhandlungen bleiben“, sagt er irgendwo in einer kleinen Schrift, und wer bei ihm auf Sentenzen, Aperçus u. dgl. m. Jagd machen will, wird nur geringe Beute heimbringen. Gogol zeichnet seine Menschen, wie sie sind, als Naturmenschen, deren Sinnen und Denken, deren Thun und Handeln nirgendwo von der Modernität angekränkt ist. Nichtsdestoweniger spiegelt sich in den handelnden Personen der Geist des Dichters in unverkennbaren Zügen wieder, namentlich in Taras Bulba selbst. Die herzinnige Liebe zum Vaterlande, das treue Festhalten am Glauben der Kirche, der unverföhnliche Haß gegen jede Unterdrückung, endlich der lebhafteste Trieb zur Thätigkeit, die sich bei Taras Bulba finden, sind Züge des Dichters selbst.

„Taras Bulba“ spielt im 16. Jahrhundert und kennzeichnet eine Welt voll gewaltiger Ereignisse, voll übersprudelnder Lebenskraft. Aber alle diese einstigen Geschehnisse wandeln sich im Lauf der Jahrhunderte und die zersetzende Kraft der Zeit macht sich auch an diesem eigentümlichen Kosakenvolk geltend. Peter der Große und Katharina die Zweite gaben ihm den Todesstoß und Kleinarußland verfiel der Geschichtslosigkeit. Am Ende des vorigen Jahrhunderts ist es von allem Verkehr mit der großen Welt abgeschlossen; seine Einwohner, die bescheidenen Eigentümer jener kleinen, abgeforderten Bauernhöfe, führen ein so stilles, einfaches Dasein, daß man glauben sollte, es hätten dort niemals gewaltige Leidenschaften die Welt erschüttert. Diese bescheidene stille Welt schildert uns Gogol in einer Reihe von Dichtungen, die wir im Vergleich zu „Taras Bulba“ nur

S k i z z e n

nennen können. Dahin gehören insbesondere: „Altväterische Leute (oder „Guttsbesitzer aus der alten Zeit“), „Der Wih“ (oder „der Geist“ oder „der König der Erdgeister“) und endlich „Der Streit des Zwan Zwanowitsch mit Zwan Rikoforowitsch.“ Sie stehen weit hinter „Taras Bulba“ zurück, um so weiter, als das müßige sorglose Leben dieser „altväterischen Leute“, das unter Essen, Trinken, Spazierengehn und den einfachsten Gesprächen vergeht, nimmermehr unsere Seele in Anspruch zu nehmen, geschweige denn sie zu erschüttern vermag. „Soweit das Auge reicht, nichts als schwarze, hier und dort mit Grün überzogene Flächen; in der Ferne durchnäste Krähen und Dohlen; eintöniger Regen und ein thränenfeuchter Horizont ohne Abwechslung“ — dies Landschaftsbild, das der letzte der drei oben genannten Erzählungen entnommen ist, paßt im übertragenen Sinne auch auf die Menschen, die der Dichter schildert, und bezeichnend genug fügt er unmittelbar daran die Worte: „Bang und langweilig ist's auf dieser Welt, ihr Herren!“

Nichtsdestoweniger vermögen wir uns wohl damit zu versöhnen, daß ein Dichter von Gogols Begabung sich an solch geringfügige Gegenstände gemacht hat. Denn wie beschränkt auch diese Menschen sein mögen, wir fühlen, sie sind dem Dichter aus Herz gewachsen. Da ist z. B. das Ehepaar Athanasius Zwanowitsch und Pulcheria

und man konnte deutlich den Gang der Nacht sehen, wie sie über die Steppe zog und dieselbe mit gleichförmigem Dunkelgrün bedeckte. Die Ausdünstung der Haide wurde stärker; jede Blume, jeder Palm hauchte seinen Duft aus und die ganze Steppe füllte sich mit schwerem Wohlgeruch. Auf dem tiefen Dunkelblau des Himmels zogen lange, goldene und purpurne Streifen, wie von einem mächtigen Pinsel nachlässig hingewischt. Hier und dort leichte, durchsichtige, weiße Wolken; und ein frischer schmeichelnder Wind flog über die Spitzen der Haide, taumelte die Wangen des Wanderers streifend. Die Säger des Thales schwiegen und ein neues Concert begann. Buntgefleckte Springhasen verließen vorsichtig ihre Lagerstätte, richteten sich auf die Hinterfüße und erfüllten mit ihrem Pfeifen die Steppe. Das Zirpen der Grillen wurde stärker und zuweilen hörte man von einem fernen See her das Geschrei eines einsamen Schwanes, welches, wie ein Silberglöckchen, durch die schlafende Luft klang.“ — (Die Steppe in der Nacht.) „Die Sterne des Himmels sahen auf die Schläfer, die auf den ausgebreiteten Kistans lagen, herab. Man konnte das Rascheln, Knistern und jedes Geräusch der zahllosen Insekten hören, die in dem Grase umherkrochen. Alle diese Geräusche schwammen in der Stille der Nacht in einander und klangen harmonisch in das Ohr. Wer sich erhob, sah die ganze Steppe von den glänzenden Funken der Leuchtwürmer schimmern. Zuweilen erhob sich der dunkle Himmel durch den Brand trocknen Schilfes an den Ufern von Flüssen und Seen und ein langer Zug von Schwänen, der gen Norden zog, sah plötzlich, von einem Aufleuchten der Flamme getroffen, aus, als flatterten rote Tuchstreifen in der Luft.“

Zwanowna. Wenn sie Gäste haben, malt sich auf ihren Gesichtern herzliche Bereitwilligkeit und aufrichtige gastliche Freude. Mit welcher Sorgfalt preist ihnen die Alte ihre meisterhaft zubereiteten Speisen, ihr Eingemachtes, ihre Schnäpsschen an, wie weiß sie immer und immer wieder zu nötigen, bis sich selbst die geübtesten Esser — den Magen verderben! Mit einem an kindliche Neugier streifenden Mitgefühl erkundigt sich der Alte nach den Verhältnissen seines Gastes. Und wie lieb haben sich die beiden untereinander! Kinder hatten sie nicht und darum wandte sich die ganze Kraft ihrer Zuneigung gegen sich selbst, so daß eins das andere nicht entbehren konnte. Während ist der Jammer der Alten, als sie ihre Todesstunde nahen fühlt; sie denkt weder an den großen Moment, noch an ihre Seele, noch auch an ein künftiges Leben; sie denkt nur an ihren Gefährten, mit dem sie so viele Jahre zusammengelebt hat und der nun als schutz- und hilflose Waise zurückbleiben soll. An dem Alten aber, der seine Lebensgefährtin verloren, vermag selbst die allesheilende Zeit nichts, und der nagende Schmerz zerstört das bereits erkaltende Leben; er schrumpfte zusammen, hustete, schwand dahin, wie eine Kerze, die zu Ende geht, und erlosch wie diese. „Begrabt mich neben Pulcheria Zwanowna!“ das war alles, was er vor seinem Tode noch sagte.

Nicht minder bemerkenswert ist es, daß diese Skizzen Gefäße geworden sind für den Aberglauben des Kleirussischen Volkes, der den kirchlichen Glauben fast überwuchert. Pulcheria Zwanowna erschrickt, als ihr verschwundenes Lieblingskätzchen wieder kommt und, nachdem es gefressen, sich wieder aus dem Staube macht. „Das war der Tod, der mich suchte“, spricht sie zu sich und war den ganzen Tag traurig. Als Tags darauf ihr Aussehen schlechter war, fragte sie der besorgte Athanasius. — „Nein, ich bin nicht krank“, sprach sie, „ich muß Euch von einem wunderlichen Ereignis erzählen. Dies Jahr noch muß ich sterben, ich weiß es; der Tod war da, mich zu holen.“ Und binnen wenigen Tagen starb sie. Athanasius Zwanowitsch schleppt sein Dasein noch fünf Jahre hin. Als er eines Tages mit seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit und ohne jeden Gedanken den Steg seines Gartens überschritt, hörte er, daß jemand hinter ihm sehr deutlich ausrief: „Athanasius Zwanowitsch!“ Er wandte sich um, aber es war niemand zu sehen; er blickte dahin und dorthin, guckte ins Strauchwerk — nirgends eine lebende Seele. Er versank einen Moment in tiefes Sinnen; dann erheiterte sich sein Gesicht ein wenig und zuletzt sagte er: „Das war Pulcheria Zwanowna, die mich rief.“ Er gab sich dieser Ueberzeugung hin, wie ein gehorftames Kind, und starb. — Diesem Gebiete des Aberglaubens gehört vor allen die Erzählung „der Wit“ an. —

Drei Schüler des Seminars zu Kijew, ein Theologe, ein Rhetoriker und ein Philosoph (Thomas Brutus) unternehmen während der Ferien eine Wanderung, um auf möglichst billige Weise ihren Unterhalt zu gewinnen. Sie irren indes vom Wege ab und stoßen erst spät in der Nacht auf einen großen Hof; eine alte Frau nimmt sie endlich auf, führt sie ins Haus und weist, da es an Raum mangelt, dem Philosophen den leeren Schafstall zu. Kaum hat Thomas Brutus sich schlafen gelegt, da kommt die Alte in den Stall, gerade auf ihn zu, und ihre Augen funkeln. Entsetzt will er fliehen, aber er kann kein Glied rühren. Plötzlich faßt sie ihn, beugt ihm den Nacken, schwingt sich stilk wie eine Kage auf seinen Rücken und schlägt ihn mit dem Besen und seine Beine bewegen sich wider seinen Willen. Schon befinden sie sich draußen auf der Haide, die Thomas erscheint wie der Grund eines klaren durchsichtigen Meeres, in welchem sein und der Alten Bild sich abspiegelt. Plötzlich gewahrt er eine Nixe aus dem hohen Schilfgebüsch sich erheben; sie wendet sich ihm zu mit ihren klaren Augen und mit einem Gesange, der ihm in die innerste Seele dringt; sie nähert sich der Oberfläche des Wassers, schlägt ein helles Gelächter auf, schießt in die Tiefe hinab und plätschert und lacht im Grunde des Wassers. Verwirrt und zu Tode ermattet, spricht Thomas Gebete und Beschwörungsformeln: da fühlt er Erleichterung und die Alte drückt ihn weniger heftig. Mit Blitzesschnelle zieht er seinen Kopf weg und springt der Alten auf den Rücken. Der Ritt geht um so schneller, je mehr er auf sie losschlägt. Endlich brach sie zusammen und beim Schein des dämmernden Frührots sah er ein schönes junges Mädchen fast bewusstlos vor sich liegen und mit thränengefüllten Augen gen Himmel blicken. Thomas zittert wie Espenlaub, läuft davon wie ein schüchternes Wild und kommt todmüde im Seminar wieder an. Um diese Zeit lief das Gerücht um, daß die Tochter eines sehr reichen Hauptmanns, dessen Güter 20 Werst von Kijew lagen, von einem Spaziergang am ganzen Körper zertrümmert zurückgebracht worden sei; in den letzten Tagen liegend, habe sie verlangt, daß ein Student namens Thomas Brutus, bei ihr die üblichen Gebete lese. Vom Rector erhält Thomas deshalb Befehl, sich auf das Gut jenes Herrn zu begeben, und er muß, wenn auch wider Willen, gehorchen. In der Nacht vorher, ehe er am Bestimmungsorte anlangt, ist die Tochter des Hauptmanns gestorben. Thomas will fliehen, wird aber ertappt und vor den Hauptmann und sodann ins Totenzimmer geführt. Kengstlich murmelt er seine Gebete und wagt kaum, aufzublicken; endlich sieht er auf die Leiche und betroffen ruft er mit erstickender Stimme: „Die Heze!“ — es war die Heze, die er fast getötet. Am Abend wird die Leiche in die Kirche gebracht. Ehe Thomas sich dorthin begiebt, um die Gebete zu verrichten, ist er mit dem Gesinde in der Küche zu Abend. Das Gespräch dreht sich, wie leicht erklärlich, um das Fräulein, von dem man sagte, sie habe Umgang mit bösen Geistern gehabt und sei eine Heze gewesen. Einst, erzählt einer der Bedienten (Kosaken), sei das Fräulein auf dem Rücken des Jägers Nikita quersfeldlein getraht. „Niemand hat erfahren, wo sie gewesen, nur daß er halbtot zurückkehrte und von diesem Tage an abmagerte und sichtbarlich verfiel. Und als man einstmals in den Stall kam, fand man statt seiner eine Hand voll Asche neben einem leeren Eimer: er war verbrannt, ganz und gar von selbst aufgezehrt.“ Ein ander Mal, als die Kosakenfrau Sheptschita ihr einjähriges Kind bewachte, hörte sie plötzlich einen Hund an der Thüre tragen und heulen; mit einem Schürhaken bewaffnet, öffnete sie die Thüre, aber, ehe sie sich versah, stürzte das Tier auf die Wiege und biß das Kind. Da erkannte die Bäuerin, daß es das Fräulein sei, und flüchtete, wie Laubblatt zitternd,

auf den Hausboden. „Da kommt denn unser Fräulein, wirft sich über sie und beißt das dumme Weib ebenfalls. Erst am andern Morgen zog Sheptun seine Frau ganz wund und zerbitzen vom Boden und am nächsten Tage starb das dumme Weib.“ — Der ängstliche Philosoph suchte sich während dieser Erzählungen durch reichlichen Brantwein Mut zu trinken und ging dann in die Kirche; dort zündete er alle Lichter an und las, nur bisweilen angstvoll nach dem Sarge schielend. Plötzlich erhebt sich die Tote und geht gerade auf ihn zu, aber seine Beschwörungsformeln halten sie zurück; dann wandelt sie sich in eine häßliche Alte und wiederholt ihren Versuch, wiederum vergeblich. Kaum aber hat sie sich in den Sarg gelegt, als derselbe sich erhebt, durch die Kirche fliegt und trachend niederfällt. Wiederum erhebt sich der Leichnam — da erklang von ferne der Hahnenruf: gleich legt sich die Tote nieder und der Sarg schließt sich. In Schweiß gebadet, lieft der Philosoph weiter, bis beim ersten Strahle des Tages ein Diakon ihn ablöst. Noch zwei solch schreckliche Nächte muß er aushalten! In der zweiten Nacht hat er dieselben Erscheinungen; ja er hört sogar die Tote unverständliche Worte flüstern, ein heftiger Wind durchtobt die Kirche, und eine geheime Kraft rüttelt gewaltfam an den starken Gittern der hohen Fenster. Am andern Morgen findet man Thomas halbtot am Boden liegen. Er bittet den Hauptmann um Dispens von der dritten Nacht — vergeblich; er wiederholt seinen Fluchtversuch abermals ohne Erfolg und begiebt sich trunken zur dritten Nachtwache in die Kirche. Der letzte Dunst seines Branntweirauswechels verschwindet und krampfhaft beginnt er, sich zu bekreuzigen und zu beten. Da regt sich ein ganzer Schwarm von Geistern und die Tot ruft mit lauter Stimme: „Man bringe mir den Wih!“ Der Geist tritt ein, erschaut den Philosophen, ruft: „Da ist er!“ und deutet mit dem Finger auf ihn. „Und die ganze unreine Schar stürzte augenblicklich auf den Philosophen. Bestürzt und erschreckt sank er nieder und war auf der Stelle des Todes. Da erschallte der Schrei des Hahnes. Es war schon der zweite Ruf; die Geister hatten den ersten überhört. In ihrer Verwirrung stürzten sie in wildem Gewühle den Thüren und Fenstern zu, um schnell zu entrienen. Aber es war zu spät; alle blieben wie angeleimt an den Thüren und Fenstern hängen. — Der Priester, der am Morgen kam, um die Totenmesse zu halten, wagte die Schwelle der Kirche nicht zu überschreiten. Dieselbe blieb für immer so, mit den überall sitzengebliebenen Ungeheuern. Fortan verlassen, verschwand sie bald unter wild aufwachsendem Gebüsch und niemand vermag den Weg dahin zu entdecken.“

Endlich aber — und das ist das wichtigste — offenbaren diese Skizzen in noch höherem Maße als „Taras Bulba“ ein bedeutendes Talent des Dichters, das auf ein aufmerksames Studium der Wirklichkeit gerichtet ist. In fast all diesen Erstlingswerken bricht sich die Richtung des Gogolschen Geistes Bahn, die in der Einleitung (S. 3.) bereits angedeutet wurde, und die der Dichter selbst in der letzten Schrift seines Lebens („die Bekenntnisse“) als das Ideal schriftstellerischer Thätigkeit bezeichnet. „Der Dichter muß bei allen hohen Naturgaben . . . sich eine Kenntnis seines Landes erwerben, in den Wurzeln wie in seinen Ästen. Er muß sich heranbilden als Bürger seines Landes wie als Weltbürger. . . . Der Art ausgerüstet wird er Charakterzeichnungen liefern, die mit Portraitähnlichkeit uns entgegenreten, uns überall hin verfolgen und alle karrierten Helden der Modeschriftsteller in die Flucht schlagen werden.“

Mit den im Vorstehenden erörterten Sitten- und Landschaftsgemälden, denen sich wirkliche Schönheit, Heiterkeit und Anmut nicht absprechen läßt, nimmt Gogol von seiner kleinrussischen Heimat Abschied. Je länger er in Petersburg weilte, je mehr er aus Kleinrußland heraustrat und sich Central-Rußland näherte, um so mehr mußten jene naiven und anmutigen Bilder schwinden. „Indem Gogol von den Kosaken und Kleinrussen zu den Russen übergeht, läßt er das Volk links liegen und beschäftigt sich mit seinen bittersten Feinden, mit dem Beamten und dem Edelmann.“ Mit andern Worten: alle noch zu erwähnenden Dichtungen Gogols sind Sittengemälde aus höhern Gesellschaftskreisen, die nicht nur fern ab liegen von dem bisherigen Gebiete des Dichters, sondern sogar in einem feindseligen Gegensatz zum Volke stehen. Ein Teil derselben spielt in Petersburg selbst, ein anderer in den Gouvernements. Da aber die

(II.) Dichtungen aus Petersburg

bei weitem nicht von der Bedeutung sind, wie die Erzählungen aus der Provinz — und zwar nicht nur wegen des beschränkteren Gebietes, welches sie berühren, sondern auch in Anbetracht des geringeren Erfolges, den Gogol damit errungen hat — so sei es mir gestattet, dieselben hier nur in knappster Kürze zu skizzieren. Besondere Erwähnung verdienen: „Der Newski-Prospect“, „das Portrait“, „der Mantel“, „das Tagebuch eines Irren“ und „die Nase.“

„In der ersten Erzählung^{*)} ist das geschäftig eitle Treiben auf der Hauptstraße mit dem verschiedenartigen Eindruck geschildert, den dasselbe auf Pirogow und Biskarew ausübt. Des Lieutenants Pirogow einziger Zweck

*) Die Skizzen für die ersten drei der eben genannten Dichtungen sind wörtlich v. Haller entlehnt.

ist, die eitlen jungen Damen des Mittelstandes zu unterhalten, auf den Abendgesellschaften in den Beamtenkreisen zu glänzen und mit seinen Siegen über die Frauenherzen zu prahlen. Piskarew dagegen, ein junger Künstler mit feuriger Seele und hohem Schönheitsgefühl, für den jeder augenblickliche Scherz zu ernstester Reizung wird, ist den Interessen dieses kleinlichen Lebens ganz fremd und geht in diesem trüben Strudel unter.

Einen andern Künstlertypus im Kampfe mit dem Leben schildert Gogol in seiner Novelle „das Porträt.“ Der Künstler Tschartkow, der Held der Novelle, ist seinem Beruf vollständig ergeben und dient mit Selbstaufopferung seiner Kunst, indem er dabei oft den größten Mangel leidet: er wohnt in einem ungeheizten Zimmer, kann sich nicht einmal Licht und Beleuchtung kaufen, ja der Hauswirt kündigt ihm seine Wohnung. Aber durch einen Zufall erhält er Geld; er treibt sich nun in den Gasthäusern umher, mietet sich ein prachtvolles Quartier am Newski-Prospect, besticht einen Journalisten, daß er ihn in den Zeitungen herausstreiche, und wird Modemaler. Dieser Erfolg in der Welt, deren Forderungen er zu schmeicheln versteht, ertötet in ihm alles höhere Streben, an dessen Stelle die Gier nach Geld und nach vergänglichem Ruhm in der Welt tritt. . . Endlich fällt er einem Wucherer in die Hände.

Der Held der dritten Novelle „der Mantel“ ist Baschmatschkin, ein armer, bescheidener Beamter, dessen ganze Beschäftigung, dessen ganzes Interesse, dessen Genuß nur im Abschreiben geschäftlicher Papiere und Akten besteht. Er ist ausnehmend scheu, eingeschüchtert und schrecklich zerstreut, eben weil sein Geist gänzlich unthätig ist; seine andern Eigenschaften sind ihm angeborene Weichherzigkeit und Gutmütigkeit, Gewissenhaftigkeit, ungewöhnliche Arbeitsliebe. Unter diesen Umständen hätte er in seiner bescheidenen Sphäre ein nützlicher Arbeiter sein können; aber er stumpfte ab, büßte jedes persönliche Gefühl ein und wurde ein Gegenstand allgemeinen Spottes nur durch seine jämmerliche gesellschaftliche Stellung, durch die tote Form, die sein ganzes Leben lähmte, und durch seine äußerste Armut. Sein ganzes Interesse ist nur noch auf den Mantel gerichtet, den er notwendig braucht, um nicht zu erfrieren, und der für ihn eine Lebensfrage geworden ist.“

Einer etwas wunderlichen Art der Einkleidung bedient sich Gogol in dem „Tagebuch eines Irren“, in welchem Popritschin den Verstand verliert, weil er im Kabinet eines Departements-Directors die Ehre hat, die Federn für Se. Excellenz zuzuschneiden, und sich in die Tochter seines Chefs verliebt. Er versteht die Sprache der Hunde und gelangt in den Besitz von Briefen, die des Directors Hündin an eine Freundin schreibt. In ihnen finden wir „des Pudels Kern“, eine scharfe Beurteilung der Beamten, die sich von den gewöhnlichen Sterblichen nur durch höhern Rang, Ordenssucht, Genußsucht und Hohlheit unterscheiden. Eine Stelle aus diesen Briefen möge genügen: „Die Hauptperson, die von Sophie Vater genannt wird, ist ein äußerst merkwürdiger Mensch. Er schweigt fortwährend. Höchst selten läßt er sich vernehmen. Vor einer Woche jedoch sprach er unaufhörlich mit sich selbst: „Werde ich's kriegen oder nicht?“ Dabei hielt er in der einen Hand ein Stückchen Papier, während er die andere hohl zusammenlegte, und wiederholte in einem fort: „Werde ich's kriegen oder nicht?“ Da ich ihn durchaus nicht verstehen konnte, berod ich seinen Stiefel und lief eiligst davon. Nach Verlauf einer Woche kam Sophiens Vater äußerst vergnügt nach Hause. Den ganzen Morgen kamen verschiedene uniformierte Herren zu ihm und beglückwünschten ihn. Bei Tisch war er so fröhlich, wie ich ihn noch nie gesehen“ u. s. w.

Noch wunderlicher gehts in der Novelle „die Nase“ zu. Besagte Nase verschwindet aus dem Gesicht des Majors Kowalow, findet sich am 25. März im Kaffee-Brod des Baders Zwanowitsch, paradiert in Staatsuniform auf dem Newski-Prospect, wird von der Polizei, eben als sie im Begriff ist, nach Niga abzufahren, angehalten, dem Major wieder zugestellt und sitzt am 7. April wieder zwischen den beiden Backen des glücklichen Kowalow. Der Dichter hält es deshalb für nötig, dem Leser am Schlusse der Erzählung zu sagen: „Jetzt erst, nachdem wir das ganze kombiniert, sehen wir ein, daß in dieser Erzählung gar vieles enthalten ist, was der Wahrheit nur wenig ähnlich sieht. Und dennoch läßt sich trotz allen „Wenns“ und „Abers“ eins und das andere und das dritte gut denken; man kann sogar . . . was ist denn schließlich ohne Widerspruch? Immerhin steckt, wenn mans recht überlegt, in allem und jedem etwas Wahres! Sage mir einer, was er will: ähnliche Ereignisse pflegen unstreitig in der Welt vorzukommen — allerdings selten, aber doch . . .“

Soweit auch immerhin diese Petersburger Erzählungen von denen der ersten Gruppe verschieden sein mögen, so umschlingt sie doch ein gemeinsames Band: es ist die Darstellung der Wirklichkeit. Schon mehrfach (S. 3 u. 11) ist darauf hingedeutet worden; in vollendeter Meisterschaft aber tritt sie uns in der dritten Gruppe der Werke Gogols, in den

(III.) Dichtungen aus den Gouvernements,

in der Komödie „Der Revisor“ und in dem Roman „Die toten Seelen“ entgegen. Wohin wir da auch blicken mögen, überall sehen wir nur des Lebens natürliche Wirklichkeit dargestellt. Vor unsern Augen bewegen sich nur solche Menschen, die weder Verkörperungen des Lasters, noch Spiegelbilder der Tugend sind, nur gewöhnliche, alltägliche Menschen, die einzig und allein ihren kleinlichen, nichtigen Interessen leben.

Diesen Mangel an idealen Figuren fühlen Deutsche in besonders empfindlicher Weise; ja er ist für die große Mehrzahl der Gebildeten ein gewaltiges Hindernis, die Schöpfungen Gogols und seiner die russische Literatur beherrschenden Schule voll und ganz zu genießen. In Deutschland ist die Zahl derer sehr groß, die nach dem ersten Lesen eines Gogolschen oder Turgenjewschen Romans ihrem Mißbehagen ziemlich unzweideutigen Ausdruck geben: und dieser erste Eindruck hat oft in entscheidender Weise das End-Urteil beeinflusst. Wer ist denn nicht sofort mit einem Vergleiche zwischen russischer und deutscher Literatur bei der Hand? Aber so sehr auch immer das Vergleichen des Fremden mit dem schon Bekannten die Einsicht in die Wesenheit des Unbekannten fördert, so ist das doch nicht immer der richtige Weg, um zum Verständnis fremder Nationen zu gelangen. „Nach fremder Manier läßt sich russisches Brod nicht backen“, sagt ein russisches Sprichwort mit Recht. Denn der Maßstab, den man anlegt, ist doch immerhin nur in der individuellen Volksanschauung begründet und darum nur ein relativ richtiger. Außerdem aber ist es mit der Literatur eines jeden Volkes, wie mit seiner Kultur: sie entwickelt sich aus dem nationalen Grundcharakter desselben. Und eben deshalb ist es erforderlich, daß man sich mit dem Charakter einer Nation, mit ihren politischen und socialen Verhältnissen bekannt macht, insbesondere aber auch die Grundanschauungen der leitenden Literaten kennen lernt.

Wenden wir diese allgemeinen Sätze auf die vorliegende Bewegung der russischen Literatur an, so ergibt sich Folgendes. Der Kritiker Belinski, der Vorfechter der Gogolschen Naturschule, zog aus den Werken dieses Dichters den Grundsatz: „Die Aufgabe der Kunst besteht darin, die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens künstlerisch wiederzugeben.“ Diesen Satz muß man — man mag noch so sehr betonen, daß er das Gebiet der Poesie einschränke — diesen Satz muß man voll und ganz annehmen, wenn man die Dichter der Naturschule genießen will. Damit ist auch der richtige Standpunkt für Gogol gefunden, der sich (in den „Toten Seelen“) hinreichend deutlich darüber ausspricht. Er bezeichnet sich als einen Anhänger des Realismus, als einen strengen Gegner jener Poeten, die aus der Flut der täglich wechselnden Gestalten immer nur solche Charaktere auswählen, in welchen sich die göttliche Menschenwürde widerspiegelt. Er wirft ihnen vor, daß sie die Augen der Menschheit mit berauschendem Weihrauch umnebeln, daß sie ihr schmeicheln, indem sie die Schattenseiten des Lebens bedecken und nur die Glanzpunkte desselben enthüllen, und behauptet von ihnen, daß sie auf hohem Gipfel sitzen, ohne die Erde zu berühren, ohne teilnehmend zu ihren armen, nichtigen Mitbrüdern sich herabzulassen. Er verzichtet gern auf den Ruhm eines solchen Weltpoeten, der sich adlergleich über seine Zeitgenossen erhebt, dessen Name schon die Pulse aller jungen, schwärmerischen Herzen schneller schlagen macht, und will vielmehr „das Alltägliche, das gleichgültige Augen kaum bemerken, den schrecklichen, anekelnden Schlamm der unser Leben umgebenden Winzigkeiten im Wilde darstellen, mit kräftigem, unerbittlichem Grabstichel die ganze Tiefe kalter zerstückelter Charaktere, von welchen unser bitterer und langweiliger Lebensweg wimmelt, zeichnen und sie klar und deutlich vor die Augen des Volkes stellen.“

Das ist eine bittere Aufgabe für Gogol. Aber darum sind seine Schöpfungen doch nicht niedrig und unbedeutend, wie die Welt, in die er uns führt; darum hat er doch Herz, Gemüt und Talent gleich andern großen Poeten. Denn — so sagt er selbst — „die Bewegung der kleinsten Insekten ist ebenso wunderbar, wie der Glanz der strahlenden Sonne, und es gehört viel Gemütsstärke dazu, ein aus dem niedrigen Leben aufgenommenes Bild mit warmem Schöpfungsstrahle zu beleben.“ Daß der Dichter mit fast homerischer Breite bei den kleinsten Details verweilt, — das beweist seine Beobachtungsgabe; daß er die Leidenschaften des Menschen, die niedrigen wie die edlen, vor unsern Augen gleichsam anatomisch zergliedert — das zeugt von der Schärfe seines Blicks, mit dem er dem einzelnen in die Tiefen seines Herzens schaut. Und wie sehr auch seine Menschen von dem Ideal abweichen mögen, nirgendwo spricht er die durch diese Abweichung erregten Gefühle aus — sein Ideal wohnt in seinem Herzen, und nur, wer ihn recht versteht, vermag, es ihm nachzufühlen und nachzubilden. Wir glauben, ihn lachen zu hören über die kleinliche Welt, in die er uns führt, aber hinter diesem Lachen ist ein tiefes Mitleid mit den menschlichen Thorheiten verborgen. Seine Dichtungen offenbaren den wahren Humor, jenes Gelächter, das himmelweit entfernt ist von den

Zuckungen eines Poffenreißers und sich den edelsten lyrischen Regungen würdig an die Seite stellen darf. Als „der Revisor“ zum ersten Male aufgeführt wurde, ließ Kaiser Nikolaus Gogol zu sich in die Loge bescheiden und sagte zu ihm: „So habe ich noch nie gelacht wie heute!“; der Dichter aber erwiderte: „Ich habe eigentlich eine andere Wirkung mit dem Stücke beabsichtigt.“ Er war außer sich, daß er nur die Heiterkeit des Kaisers und das Lächeln der Beamten erreicht hatte, und glaubte deshalb bei der Herausgabe in einem besonderen Vorworte erklären zu müssen, daß „seine Komödie nicht nur sehr lächerlich, sondern auch sehr traurig“ sei, daß „hinter seinem Lächeln heiße Thränen verborgen“ seien.

Endlich aber ist zu beachten, welchen Zweck Gogol mit seinen Werken verknüpft. Indem er seiner Unzufriedenheit mit den in Rußland bestehenden Verhältnissen Ausdruck giebt, will er zugleich in dem Leser dasselbe Mißbehagen wachrufen und den Wunsch nach Besserung rege machen. „Wer anders als der Schriftsteller soll die heilige Wahrheit berichten?“ ruft Gogol aus und der bekannte Publicist Herzen sagt in demselben Sinn: „Bei einem Volke, welches keine freie Öffentlichkeit besitzt, ist die Literatur die einzige Tribüne, von welcher herab sich das Bewußtsein in einem Schrei des Unwillens Luft machen kann, und eben deshalb gewinnt sie in Rußland eine Bedeutung, die sie in andern Ländern Europas längst nicht mehr hat.“ Und in der That, die Wirkung der Gogolschen Werke war eine ungeheure. Als der Dichter sich nicht scheute, mit blutendem Herzen bittere Wahrheiten zu sagen, geriet ganz Rußland in Aufregung und die aufgeschreckten Patrioten liefen zusammen „wie Spinnen, wenn sich eine Fliege in ihrem Gewebe verwickelt.“ Einen gewaltigen Schnitt in eine eiternde Wunde that Gogol mit seiner Komödie

(2). Der Revisor (1833, 1836?),

in der er nach Herzens Urteil „eine so vollständige anatomisch-pathologische Vorlesung über den russischen Tschinownik (Beamten) hält, wie nie jemand vor ihm, da er mit lächelndem Munde schonungslos die geheimsten Falten dieser böshaften und schmutzigen Seele aufdeckt.“

Die Zustände, die dieser Komödie zu Grunde liegen, sind folgende. Die Willkür und Bestechlichkeit der russischen Beamten war damals weltbekannt. Die Käuflichkeit war so allgemein, daß die russische Sprache um mehrere diesbezügliche Ausdrücke bereichert worden ist. Die „Nehmer von ungesetzlichen Sporteln“ bezeichnet sie als „Wjätoschniki“, deren man zwei Klassen unterscheidet; solche, die Gaben annehmen, um eine ungesetzliche Handlung zu begehen, und solche, die Gaben empfangen, um ihre Amtspflichten schneller zu erfüllen, als es das Gesetz vorschreibt, oder als „Dank“ für geleistete Dienste. Solcher Dank konnte in allen brauchbaren Sachen bestehen; die Regel aber war, daß der Supplikant dem Beamten „Briefe mit der Unterschrift des Fürsten Chowanski“ („blaue Zettel“ = Fünfrubelnoten, „rote Zettel“ = Zehn rubelnoten u. s. w.) in die Hand drückte. Heutzutage hat, da man auf bessere Erziehung und höhere Befoldung der Beamten bedacht ist, die Bestechlichkeit zwar abgenommen; aber sie besteht, wie ein Blick in die Zeitung uns lehrt, noch heute, selbst in höhern Beamtenkreisen, und wird — fügen wir hinzu — so lange fortbestehen, als das Gesetz den Unterbeamten der Willkür seines Chefs preisgiebt; denn dieser kann ihn ohne weiteres aus dem Dienst entlassen, indem er höheren Orts die einfache Anzeige macht, daß N. N. unzuverlässig sei. Aus alledem folgt, daß der Revisor das Schreckgespenst war für alle Behörden und Beamten in der Provinz; der Schuldige sah in ihm das „Strafgericht des Himmels“ und selbst der pflichttreue Beamte suchte ihn durch Geschenke gnädig zu stimmen.

Das ist die Grundlage für den Fünfactor, der Inhalt aber folgender.

Der Stadtkommandant einer russischen Kreisstadt erhält auf privatem Wege die Mitteilung, daß ein Revisor incognito aus Petersburg abgereist sei mit der geheimen Instruction, das ganze Gouvernement zu inspiciere, und jeden Augenblick eintreffen könne, wenn er nicht schon eingetroffen sei. Rasch versammelt (I. Akt) das Stadtoberhaupt die übrigen Beamten (den Kreisrichter, den Hospitalverwalter nebst Arzt, den Schuldirector u. s. w.), teilt ihnen die Unglücksbotschaft mit und rät ihnen, „die nötigen Maßregeln zu ergreifen.“ Inzwischen trifft auch der benachrichtigte Postmeister ein und erhält, da der Stadtkommandant Denunciationen fürchtet, den Auftrag, sämtliche Briefe bei Ankunft oder Abgang „wissen Sie, so ein wenig aufzubrechen, um zu sehen, ob nicht Denunciationen und andere gefährliche Dinge darin stehen.“ Plötzlich eilen zwei Gutsbesitzer, Rechenossen der Beamten, atemlos herbei: sie haben im Gasthof einen jungen Mann von 23—24 Jahren gesehen, der schon 14 Tage dort wohnt, nie ausgeht und alles auf Rechnung nimmt. — „O Gott, das ist der Revisor!“ tönt's aus aller Munde; alle Beamten stürzen eilend hinaus, um „Fürsorge zu treffen“, der Stadtkommandant aber

legt die Paradeuniform an und begiebt sich nach dem Gasthose. [II. Akt.] Fäher Schrecken ergreift den jungen Taugenichts Chlestatow, der von dem Wirte schon hart bedrängt wurde, als er den hohen Herrn gemessenen Schritts in das Hotel treten sieht: der Schuldturm ist ihm gewiß. Aber der ehrfurchtsvoll Eintretende nimmt ihn in seiner Angst für den Revisor; Chlestatow protestiert zwar, da er aber keinen Glauben findet, so läßt er sich die Rolle gefallen und spielt sie vortrefflich. Mit freundlichem Dank nimmt er die Einladung des Commandanten, in seinem Hause Wohnung zu nehmen, an und derweisen dort alles zum Empfange gerüstet wird, begeben sich beide in das Hospital. [III. Akt.] Gattin und Tochter sind zum Empfange des hohen Herrn geschmückt. Endlich naht er, begrüßt die Damen und spielt nun mit einer verwegenen Kühnheit, die er dem ausgezeichneten Frühstück im Hospital verdankt, seine Rolle weiter, bis er trunken niedertaumelt und ins Schlafzimmer getragen wird. Dem Stadtkommandanten kommen allerlei Zweifel und er winkt den Bedienten Ossip herbei, um ihn auszuforschen; der aber spielt, da er sich über die Maßnahmen fein bewirtet sieht, die Rolle seines Herrn weiter. Alle Zweifel sind gehoben; die ganze Stadt spricht von der Leutseligkeit des Revisors und als [IV. Akt.] Chlestatow am folgenden Morgen sein Lever gehalten, wird ihm eine Huldigung nach der andern zuteil. Zunächst erscheinen sämtliche Beamte, einer nach dem andern zur Audienz; die einen zittern wie Esenlaub, die andern wissen nichts als das übliche: „Ja wohl, Excellenz“ und wieder ein anderer schwärzt seine Kollegen an; jeder aber ist entzückt über die Freundlichkeit des hohen Regierungsbeamten und freut sich, ihm auf seine Bitte etliche hundert Rubel „leihen“ zu können. Genau so ergehts den beiden Gutsbesitzern. Chlestatow gefällt sich immer mehr in seiner „einnehmenden“ Rolle — er hat schon über 1000 Rubel —, aber der schlaue Ossip sieht klarer als er, daß die Entdeckung nicht lange ausbleiben kann, und rät ihm, sich noch heute aus dem Staube zu machen. Chlestatow besteht ihm deshalb, alles zur sofortigen Abreise zu rüsten und einen schnell hingeworfenen Brief zur Post zu besorgen. Dann bitten die Kaufleute demütig um Audienz, führen schwere Klage wider den Stadtkommandanten und „bezeugen ihre Hochachtung“ mit Wein, Zucker und 500 Rubeln. Gleich darauf nahen klageführende Weiber und Chlestatow bescheidet sie in gnädigen Worten. Da der Augenblick der Abreise nahe ist, spielt er den höchsten Trumpf aus: in den feurigsten Worten erklärt er der Frau und dann der Tochter des Stadtkommandanten seine Liebe, und der hinzukommende Vater erteilt überglücklich dem jungen Paare den Segen. Als nun Ossip Nachricht bringt, daß die Postferde bereit stehen, nimmt Chlestatow zärtlichen Abschied mit dem Versprechen, in spätestens 2 Tagen wiederzukommen. [V. Akt.] Die Verlobung hat Familie und Stadt in freudige Aufregung versetzt: während der Stadtkommandant den Generalrang und Wohnung in der Residenz als sichere Früchte ansieht, die ihm alsbald in den Schoß fallen müssen, während er den um Gnade flehenden Kaufleuten bereits die Aussteuer seiner Tochter als Strafe für ihre Beschwerde auferlegt, während er glückstrahlend die gratulierenden Beamten empfängt — da, mitten in diesem Glückstaumel trifft ihn die Katastrophe. Der Postmeister naht mit jenem Briefe, den Chlestatow in Eile geschrieben und in dem er sich lustig macht über die angsterfüllten Beamten und die leichtbetheörten Frauen. Noch ist die Vorlesung desselben nicht ganz beendet, da tritt ein Gensdarm ein. Seine Botschaft: „Die Herren werden ersucht, sich sofort zum Herrn Revisor zu verfügen, der soeben von Petersburg eingetroffen und im Hotel abgestiegen ist“ — diese Botschaft fährt wie ein Blitzschlag in die Versammlung und mit einer stummen Szene schließt das Lustspiel.

Obwohl das ganze Volk bei der ersten Aufführung den „Revisor“ jubelnd aufnahm, so erhob sich doch alsbald ein lebhafter Widerspruch gegen denselben, und zwar sowohl vonseiten der alten Theorie, welche das Kunstwerk als solches angriff, als auch vonseiten derer, die darin eine böswillige Verleumdung der russischen Gesellschaft sahen. Um beider Meinungen zu bekämpfen, schrieb Gogol die Schrift „Das Verlassen des Theaters“, in welcher er die Principien darlegte, die ihn bei der Abfassung der Komödie geleitet hatten.

Ueber den Wert der Dichtung als solcher hat die unparteiisch urteilende deutsche Kritik sich anerkennend ausgesprochen. „Inhalt und Form decken sich darin vollkommen“, heißt es bei Glagau; Joh. Scherr (Allg. Gesch. d. Litt., II) nennt den „Revisor“ eine „meisterliche Komödie“ und andere deutsche Urteile sprechen sich ebenfalls günstig darüber aus. Auch die russischen Urteile der heutigen Zeit schätzen die Komödie hoch. „Der Revisor“, heißt es bei v. Haller, „ist nach Inhalt und Gang der Handlung sehr einfach. Bei aller Einfachheit des Plans und streng eingehaltener Einheit des Inhalts aber — denn die ganze Handlung gipfelt in der Erwartung und Ankunft des Revisors — sind die vorgeführten Charaktere ungewöhnlich mannigfaltig und vollständig gezeichnet, namentlich die Hauptpersonen, der Stadtkommandant und Chlestatow; aber auch die Nebenpersonen sind ausgezeichnet ausgeführt und zur Schürzung und Lösung des Knotens notwendig.“ Am deutlichsten aber belehrt uns ein Vergleich des „Revisors“ mit Gribojedows berühmtem Lustspiele „Verstand schafft Leiden“, das 10 bis 15 Jahre vorher erschien. Die sociale Bedeutung beider Stücke ist gleich groß; was Gogol für die Provinz, ist Gribojedow für Moskau. Denn dieser schwingt unbarmherzig die Geißel des Spottes über die verderbten socialen Zustände Moskaus, über das blinde Nachäffen französischer Art und Unart und zeichnet dabei seine Personen so getreu nach dem Leben, daß man sich nicht wundern darf, daß sein Lustspiel, längst bevor es gedruckt wurde, Gemeingut des gebildeten Teiles der Nation war. Aber trotzdem bleibt die Gribojedowsche Komödie weit hinter der Gogols zurück, da ihr Aufbau mehr als mangelhaft ist. Das Stück spielt im Hause Famussows, beginnt mit dem Anbruch des Morgens und schließt mit einem bis zur Frühdämmerung dauernden Ball; Gribojedow ist also Anhänger der französischen (pseudoklassischen) Theorie, während Gogol freier mit Zeit und Ort schaltet. „Der Revisor“ zeigt vortreffliche Exposition, klare Entwicklung und eine naturgemäße Katastrophe; in Gribojedows Lustspiel muß man den Mittelpunkt der dramatischen

Handlung erst suchen und findet endlich, daß Tschakki's Liebe zu Sophie, der Tochter Jamuffow's, und seine Enttäuschung der Entwicklung zu Grunde liegen sollen. Aber von einer Entwicklung, von Handlung, Verwicklung und Lösung kann keine Rede sein, und die stille Resignation ist um so weniger als ein befriedigender Abschluß anzusehen, als Tschakki bereits im dritten Akte zu Sophie sagt:

„Entschieden also ist's! Was ist dabei zu machen?“

Statt abgerundeter Handlung lauter Gespräche, die, wenn sie auch bisweilen an lebendigen Dialog erinnern, doch nicht selten überlang sind und sich anhören, wie kulturhistorische Skizzen über sociale Zustände in Moskau. — Alle diese Mängel hat Gogol vermieden und dadurch den Wert seiner Dichtung relativ noch bedeutend erhöht.

Weit heftiger aber entbrannte in Rußland der Streit über den Inhalt des Revisors, da ein Teil der Kritiker — und mit ihm der größere Teil des Publikums — es aussprach, daß in dieser Komödie schwere Verleumdungen gegen die russische Gesellschaft ausgesprochen seien. Das Gezänke darüber regte den Dichter so sehr auf, daß ihm seine Dichtung zuwider wurde, und er den Entschluß faßte, sich auf längere Zeit aus dem Lande zu begeben. Er berührte auf seinen Reisen sowohl Deutschland als auch Frankreich und wählte endlich, da er ein Freund der Malerei und mit vielen Künstlern bekannt war, Rom zu seinem Aufenthaltsort. Hier wollte er ein Werk zur Ausführung bringen, dessen Plan unter Puschkins Rat und Beihilfe entstanden war,

(3.) Die toten Seelen;

aber die Arbeit rückte nicht voran, da er, auch physisch angegriffen, noch schwer unter der Enttäuschung litt. Da traf ihn ein noch schwererer Schlag: Puschkina, mit dem er seit langer Zeit in inniger Freundschaft verbunden lebte, wurde in einem Duell von seinem Schwager, dem Sohne des damaligen holländischen Gesandten in St. Petersburg, tödlich verwundet und starb zwei Tage darauf (29. Jan. 1837). Trotz dieser starken Erschütterung aber gab Gogol den Plan nicht auf, vornehmlich deshalb nicht, weil er ihn gleichsam als Vermächtnis seines Freundes ansah. Endlich erschien denn fünf Jahre später:

(a.) Der erste Teil (1842),

der zugleich eine Antwort ist auf die schmähhchen Angriffe der russischen Patrioten gegen den „Revisor“ und zwar in doppelter Hinsicht.

Zunächst ist diese Antwort ausgesprochen in einer Reihe von Betrachtungen, die, hier und da auftauchend, am stärksten im Schlußkapitel (im 12. Cap.) auftreten. In denselben hält Gogol nach wie vor mit unentwegter Festigkeit den Grundsatz fest, daß der Dichter die Wirklichkeit zu schildern und die Wahrheit, so bitter sie auch sein möge, offen und ganz vor dem Auge des Volkes zu enthüllen habe. Deshalb erwidert er seinen Feinden, die ihn einen Vogel schalten, der sein eigenes Nest beschmutze, indem er die Schäden seines Vaterlandes vor dem Auslande bloßlege — deshalb erwiderte er ihnen: „Nein, nicht Patriotismus ist der Grund Eurer Beschuldigung; etwas ganz anderes ist dahinter verborgen! Warum sich scheuen, es auszusprechen? Ihr fürchtet den tief eindringenden Blick des Dichters, Ihr scheut Euch, jegliches Ding fest und genau zu betrachten, und Eure Augen gleiten leicht darüber hinweg. Ihr lacht vielleicht über manche Bemerkung, Ihr lobt vielleicht den Verfasser in diesem und jenem Punkte; aber dann denkt Ihr mit doppeltem Stolze an Euer eigenes Ich; ein selbstgefälliges Lächeln spielt um Eure Lippen und Ihr fügt hinzu: „Man muß gestehn, es giebt in mancher Provinz gar sonderbare Käuze und nicht wenig Spitzbuben!“ Aber wer von Euch legt sich voll christlicher Demut, ganz in der Stille, in dem Augenblick, wenn er sich in die Tiefe seiner eigenen Seele versenkt — wer von Euch legt sich dann die Frage vor: „Habe ich denn nicht auch ein Stück von Tschitschikow [dem traurigen Helden der „toten Seelen“]?“

Gogol ist weit davon entfernt, mit solchen Bemerkungen die Gegner verdächtigen zu wollen; er will sie nur auffordern, mit ihm in den Tempel der Wahrheit einzutreten, in dem die Dichter die Priester sind. In edler Selbstlosigkeit wartet Gogol seines hohen Amtes; er verschmäht es, der Meinung des Tages zu schmeicheln und die Gunst der Welt zu gewinnen, und erträgt im Dienste der Wahrheit still die Vorwürfe und Schmähungen, mit denen

seine Feinde ihn überhäufen. „Ohne Teilnahme steht ein solcher Dichter da“, sagt er von sich selbst „ein einsamer Wanderer auf dem Lebenswege; düster und schrecklich ist sein Wirkungskreis und bitter fühlt er seine Verlassenheit.“ Wer möchte solchem Bekenntnis gegenüber mit den Beschuldigungen jener angeblichen Patrioten übereinstimmen, wer mit ihnen Zweifel hegen an der Vaterlandsliebe des Dichters, dessen ganzes Leben so sehr im Dienste seines Vaterlandes stand, daß Bodenstedt sagt: „Er ist an seinem Lustspiel gestorben“? Trotz aller Enttäuschung, trotz aller Bitterkeit des Daseins hegte Gogol ein Bild von der zukünftigen Herrlichkeit seines Vaterlandes in sich, wie es nur in der Seele eines wirklichen Patrioten entstehen und leben konnte. Wenn er gelegentlich die fast unermessliche Ausdehnung des russischen Reiches betrachtet, so drängt sich seinem Geiste der Gedanke auf: „O Rußland, Rußland! Wird nicht in Dir der grenzenlose Gedanke zur Erscheinung kommen, da Du selbst endlos bist, wie der Gedanke? Wird nicht in Dir ein ritterlicher Held erstehen, da er doch Raum genug hat, zu wachsen?“ Und mächtig wird sein Geist von diesem Gedanken ergriffen und gleich dem mit übernatürlicher Kraft begabten Propheten ruft er aus: „Ha, welch ein glänzendes, wunderbares Land in weiter Ferne!“ Demselben Zug begeisterter Vaterlandsliebe begegnen wir an anderer Stelle, wo Gogol, anknüpfend an das schnell dahinjagende Dreigespann, sagt: „O Dreigespann, Vogel Dreigespann, wer hat Dich erfunden? Nur bei einem sinken Volke konntest Du entstehen, bei einem Volke, das sich über eine halbe Welt in gerader Ebene ausbreitet . . . Und jagst Du, Rußland, nicht auch dahin wie ein sinkendes, unerreichbares Dreigespann? Es dampft der Weg hinter Dir, es krachen die Brücken, alles bleibt hinter Dir zurück . . . Rußland, wohin jagst Du? Gib Antwort! Es erwidert nichts. Man hört das Glöckchen wunderbar erklingen und es ächzt die Luft und wird zum Sturm: und das Neußenland fliegt an der Erde vorbei und die andern Völker und Reiche weichen ihm aus und hemmen nicht seinen Lauf.“

Diese Zeit aber liegt noch in weiter, weiter Ferne; für lange noch vermag der Dichter nicht, seinen Helden ideale Vollkommenheiten zu verleihen; noch lange muß er durch ein schwerbelastetes Leben, durch eine Welt des sichtbaren Gelächters und der unsichtbaren Thränen gehen; noch lange sieht er sich genötigt, den angeblichen Idealisten entgegenzutreten. „Es ist die höchste Zeit“, sagt er, „dem tugendhaften Helden etwas Erholung zu gönnen. Unaufhörlich schallt uns die Tugend in die Ohren. Zu einem armen Kaspferde hat man den tugendhaften Helden gemacht; alle Schriftsteller reiten auf ihm herum und jagen ihn mit Peitsche und Sporen vorwärts; sie haben ihn so ausgehungert und abgemüht, daß kein Schatten von Tugend mehr vorhanden ist und nichts als Haut und Knochen übrig geblieben; denn sie achten den tugendhaften Helden nicht und mißbrauchen ihn heuchlerisch zu ihren Tendenzen. Nein, ich mag keinen tugendhaften Helden; es ist die höchste Zeit, einen betrügerischen ins Joch zu spannen, wir wollen einmal einen Spitzbuben zum Helden machen.“ Und so sind denn in der That „die toten Seelen“ ein Gemälde ohne jeden Strahl eines besseren Lichtes, und mit Unwillen würden wir uns davon abwenden, wenn wir nicht in dem blutenden Herzen des Künstlers das Ideal fänden.

In den „toten Seelen“ — sagt Herzen — „wandte Gogol sich zu dem Landadel und zog diese unbekanntere Bevölkerung ans Licht, die sich fern von den Landstraßen und großen Städten hinter den Coulißen hält und sich in die ungeheuren Felder, dieses Rußland der Krautjunker, flüchtet, die ihre Güter verwalten, aber dabei in der Stille eine Verderbtheit ausbrüten, die ärger ist als die des Occidentis. Wir haben es Gogol zu danken, daß wir sie endlich ihre Behausungen, ihre Edelsitze verlassen und ohne Maske, ohne Schminke vorbei defilieren sehen, stets betrunken und gefräßig, würdelose Sklaven der Macht, und mitleidlose Tyrannen ihrer Leibeignen, wie sie Blut und Leben des Volkes mit derselben Naivetät ausaugen, wie das Kind, das sich an seiner Mutter Brust nährt.“

Seiner Darstellung legt Gogol folgende höchst einfache Erzählung zu Grunde. Der Collegiensekretair Tschischikow, der nach mancherlei Erlebnissen endlich beim Betrüge ertrapt und seines Dienstes entlassen worden war, hatte aus der Affaire noch ein Sämmchen von rund 10000 Rubeln gerettet und sich in einem kleinen Städtchen niedergelassen, um „bessere Aussichten“ zu erwarten. Eine Zeit lang versah er die Geschäfte eines Advokaten und benahm sich dabei, wie eine Kaze, die, mit einem Auge schielend, ob nicht jemand zusieht, eilends alles zusammenscharrt, was sich in ihrer Nähe findet. Da erhielt er eines Tages unter andern auch den Auftrag, die Verpfändung einiger hundert Bauern eines gänzlich verkommenen Gutes beim Pupillengericht zu besorgen. Die Einkünfte des liederlichen Besitzers hatten sich so sehr verringert, daß kein anderes Mittel mehr übrig blieb; das Pupillengericht zahlte in solchem Falle für jeden Bauer (jede Seele) 200 Rubel. Zwar war die Hälfte der Bauern gestorben, aber trotzdem zählten sie bei der Kopfsteuer noch als lebende mit insofern, als ihre Herren bis zur nächsten Steuerrevision die Kopfsteuer für sie entrichten mußten. „Wie, wenn ich tote Seelen kaufte, ehe die nächste Revision kommt?“, dachte der erfinderische Tschischikow, und der Plan reifte allgemach in seinem Hirn. Da man, ohne Grund und Boden zu besitzen, Bauern weder kaufen noch verpfänden konnte, so wollte er von einer Ueberfiedelung in das Chersonische Gouvernement, in dem man kostenlos von der Regierung Land angewiesen erhielt, reden und für sein neuzugründendes Dorf tote Seelen kaufen [daher der Titel des Romans]; hatte er ihrer 1000, so hatte er 200 000 Rubel gewonnen. So bereifte er denn

unter dem Vorwande, sich einen Wohnort auszuwählen, viele Teile des Kaiserreiches, namentlich solche, die von Mißwachs, Sterblichkeit u. dgl. m. heimgesucht waren, mit andern Worten solche Orte, in denen er möglichst wohlfeil den fraglichen Gegenstand einhandeln konnte. Dabei kommt er u. a. auch in die Gouvernementsstadt N. und mit seiner Ankunft in N. beginnt die Handlung. Tschitschikow macht bei den Honoratioren der Stadt Besuche, wird überall freundlich aufgenommen und zu Dejeuners, Diners und Soupers eingeladen. Nach etwa zehntägigem Aufenthalt in N. besucht er den Landadel der Umgegend, macht mit mehr oder minder großer Schwierigkeit bei den Vertretern desselben (Manikow, Witwe Korobotschka, Rosdrew, Sobakewitsch und Pluschkin) seine Einkäufe, kehrt nach einer halben Woche in die Stadt zurück und schließt die Kaufcontracte rechtsgültig vor Gericht ab. Das allgemeine Tagesgespräch in N. dreht sich um Tschitschikow, seine Neuansiedlung, seine Einkäufe, seine ungeheuren Reichtümer: kurz, der Collegiensekretair ist der Gegenstand ausgesuchtester Höflichkeit bei Herren und Damen. Ein Liebesbrief einer nach dem angeblichen Millionär schmachtenden Schönen macht ihn so verwirrt, daß er auf einem Ball beim Gouverneur die größten Ungeschicklichkeiten begeht und bei allen Damen Mißfallen erregt. Inzwischen kommt die Witwe Korobotschka, die ihm 18 tote Seelen für 15 Rubel verkauft hat und sich von ihm betrogen glaubt, in die Stadt zu ihren Verwandten: zwei Klatschdamen aus deren Freundschaft besorgen die Colportage und die tollsten Geschichten werden über Tschitschikow zusammengelogen und geglaubt. In drei Tagen, während deren Tschitschikow durch ein leichtes Unwohlsein an das Zimmer gefesselt ist, ist die Stimmung in der Stadt wie umgeschlagen; überall, wo der Collegiensekretair Besuch macht, wird er abgewiesen und fñhrt sich bewogen, aus N. wieder abzureisen. Mit der Schilderung dieser Abreise schließt der Dichter sein Werk.

Man wird nicht umhin können, die Composition der „toten Seelen“ für mangelhaft zu erklären. Denn vermag zunächst ein derartiger Abschluß dem sittlichen Gefühl des Lesers auch nur teilweise Genüge zu thun? Warum zieht der Dichter seinen Helden, der dem strafenden Arme der weltlichen Gerechtigkeit entriimt, nicht vor seinen Richterstuhl? Aber selbst wenn man diese Fragen bis zum Erscheinen des zweiten Teiles aufschiebt, so bleibt doch immer noch der Vorwurf bestehen, daß die Erzählung der dramatischen Handlung entbehrt, daß von Schürzung eines Knotens, von Entwicklung und Lösung kaum die Rede sein kann. Vergleicht man in Bezug auf diesen Punkt „Taras Bulba“ und den „Revisor“ mit den „toten Seelen“, so bilden diese drei Werke eine absteigende Reihe, in welcher das Compositions-Geschick des Dichters immer weniger sich offenbart: es tritt um so weiter zurück, je schärfer der Realismus zum Ausdruck kommt. Aus eben demselben Grunde verschwindet auch das, was in „Taras Bulba“ als ein Teil der epischen Objectivität anerkannt werden mußte: immer mehr läßt Gogol die Zurückhaltung der eignen Person außer Acht und zwängt eine Reihe von Betrachtungen in den Roman, die zwar für die Beurteilung des Dichters und der damaligen Zustände in Rußland kaum zu entbehren sind, aber den Zusammenhang nicht selten unterbrechen. Endlich aber hat auch die Exposition des Romans einen Mangel; denn erst nachdem Tschitschikow die Abreise aus N. angetreten hat, hält Gogol es für nötig, uns darüber aufzuklären, was jener mit dem Ankauf der toten Seelen bezweckt. Auch was dort sonst noch von der Vorgeschichte des Helden erzählt wird, hätte an anderer Stelle Platz finden müssen; ja, es läßt sich fast anempfehlen, erst das Schlußkapitel zu lesen und dann die Erzählung.

Aber so schwer diese Mängel auch wiegen mögen, so werden sie doch fast ausgeglichen durch die vorzüglich e Charakteristik der Haupt- und Nebenfiguren, die alle — vielleicht mit Ausnahme des in Rußland fast unmöglichen Geizhalses Pluschkin — so aus dem Leben genommen sind, daß man von ihnen sagen kann, was der Dichter von einer derselben, von Rosdrew, bemerkt: „Solche Personen trifft man nicht wenig im Leben. Vielleicht nennen ihn viele Leser einen nie dagewesenen oder einen schon verschwundenen Character; ich sage ihnen, sie thun ihm Unrecht, die Rosdrews werden noch lange existieren. Sie sind immer und überall unter uns, wenn sie auch vielleicht andere Röcke tragen; nur oberflächlichen Leuten scheint es, als ob ein andres Kleid auch einen andern Menschen mache.“ Die Hauptfiguren gehören dem Landadel an, unter dessen Vertretern eben jener Rosdrew eine nicht unwichtige Rolle spielt. Sein Character setzt sich aus Hohlheit und Nichtsthun einerseits und aus einer unverwüßlichen Thätigkeit andererseits zusammen. Ein Liebhaber des Müßigangs und geräuschvoller Freuden, war Rosdrew ein schlechter Ehemann gewesen, der nach dem Tode seiner Frau seine beiden Kinder als Last empfand und sie einer schmierigen Wärterin überließ. Er konnte es länger als einen Tag zu Hause nicht aushalten; auf allen Jahrmärkten und Bällen, die auf 30 Werst in der Runde abgehalten wurden, war er zu finden; dort spielte er mit Leidenschaft, trank so viel, daß er fortwährend lachte, nannte jeden Zechbruder „Freund“ und „du“ und log, nur um zu lügen. Wurde er wegen seines betrügerischen Spielens geprügelt oder hinausgeworfen, so that er beim nächsten Zusammentreffen mit denen, die ihm so übel mitgespielt hatten, als ob nichts vorgefallen wäre. Er fand Vergnügen daran, denen, die er seine liebsten Freunde nannte, einen Streich zu spielen, ohne daß er Nutzen daraus ziehen wollte; und Tschitschikows Plan plauderte er auf dem Ball beim Gouverneur aus, nicht aus Bosheit, sondern weil er seine Zunge nicht im Zaum halten konnte. Die Unruhe seines Characters verführte ihn dazu, tausend und aber tausend verschiedenartige Dinge einzutauschen und

sie ebenso schnell wieder loszuschlagen, aber für eine vernünftige Guts-Wirtschaft war er nicht zu gebrauchen. Neben dem beweglichen Kosdrew ist Esobakewitsch ein Bär durch und durch, plump, ungebildet und gefräßig. „Man schwadroniert von Bildung und Aufklärung“, meint er, „aber was ist diese Aufklärung anders als Dr. . . ? Bei mir ist's anders. Will man Schweinernes haben, so wird das ganze Schwein auf den Tisch gebracht; ich esse lieber nur zwei Schüsseln, aber so viel, als mir gelüstet.“ Dieser massiven Natur gegenüber ist Ma nilow süßlich-sentimental, voll von Romanideen und thörichten Plänen, dabei faul und ohne jeden Trieb zur Arbeit. Mit der Gutsbesitzerin Korobotschka, der emsigen, aber höchst beschränkten, ängstlichen und abergläubischen Witwe, treten wir in den Kreis der Damen des Landes und der Stadt. Anstatt einer besonderen Charakteristik mögen hier etliche Bemerkungen des Dichters Platz finden. „Wenn sie die Pension oder das Institut verläßt, ist sie einfach, wie ein Kind, sagt, was sie denkt, und lacht, wenn sie Lust hat. Aus ihr läßt sich alles formen, ein Prachtwerk oder ein verkrüppeltes Wesen! Wenn aber erst Mütter und Tanten, Muhmen und Basen sie in die Arbeit nehmen, dann ist alles vorbei. Sie wird aufgeblasen und eigensinnig, sagt auswendig gelernte Phrasen her und dreht das Köpfchen und sinnt und sinnt, wie, was und mit wem sie sprechen soll; sie legt ihre Worte auf die Waagschale und gewöhnt sich mit der Zeit daran, ihr ganzes Leben als eine Lüge zu betrachten.“ — „Da sitzen sie in ihren aristokratischen Häusern und gähnen hinter einem ungelesenen Buche in Erwartung eines sogenannten geistreichen Besuches, bei dem sie Aussicht haben, zu glänzen, indem sie auswendig gelernte Ideen nachbeten, Ideen, die nach den Gesetzen der Mode die Stadt eine Woche in Anspruch nehmen, Ideen, die nicht ihre Häuser oder ihre in Unordnung geratenen Güter betreffen, wohl aber auf irgend einen politischen Umsturz in Frankreich oder auf die Richtung des Mode gewordenen Katholicismus Bezug haben.“ — „Man könnte wohl die Frage stellen: Warum ist der Tisch so schlecht bestellt? warum sind die Vorratskammern fast leer? warum ist die Schließerin eine Betrügerin? warum sind die Bedienten unrein und betrunken? warum schlafen alle Hausleute den einen halben Tag und hungern den andern halben müßig herum? Solche Gegenstände aber sind viel zu niedrig, und die Dame ist zu gut erzogen. Und eine gute Erziehung erhält man bekanntlich in Pensionen. Und in Pensionen bilden bekanntlich drei Gegenstände die Grundpfeiler aller menschlichen Tugenden: die französische Sprache, unumgänglich nötig für das häusliche Glück, Klavierpiel, um dem Gatten angenehme Augenblicke zu verschaffen, und endlich der eigentlich wirtschaftliche Teil, das Stricken und Sticken von Börsen und andern Ueberraschungen. Uebrigens ist gerade die neuere Zeit sehr erfinderisch in Veränderung und Vervollkommnung der Methoden; dies hängt vorzüglich von dem Scharfsinne und den Fähigkeiten der Pensionsvorsteherinnen ab. So wird in einer Pension zuerst Klavierpiel, dann Französisch und dann erst der wirtschaftliche Teil gelehrt; in einer andern wird zuerst der wirtschaftliche Teil, dann das Französisch und zuletzt das Klavierpiel behandelt. Es giebt eben der Methoden sehr viele.“ — Endlich greifen noch in die Erzählung ein die Beamten, der Gouverneur, der Vicegouverneur, der Procurator, der Gerichtspräsident und wie sie sonst noch heißen mögen, die Gewaltigen der Erde — aber von ihnen allen läßt sich wenig oder gar nichts Gutes sagen. Soll man dazu noch etliche andere, ebenso düstere Bilder gefallen, z. B. von den Lehrern (Cap. 2 und 12) oder von den Bedienten (Cap. 1) oder endlich von den Bauern (Cap. 7)?

Es ist genug des Traurigen, und es läßt sich denken, daß „die toten Seelen“ ganz Ausland in ungeheure Aufregung versetzten. „Nicht den Spiegel klage an: die Frage rührt von dir selber her“, sagt zwar ein russisches Volkspruchwort; aber man warf Gogol — und wohl nicht ganz mit Unrecht — vor, daß er ein gar zu düstres Bild von der russischen Gesellschaft entworfen habe. Der Dichter selbst empfand Neue darüber und versprach, um sich zu beruhigen und vor den Lesern zu rechtfertigen, in den folgenden Teilen bessere Menschen zu schildern, im Vergleich zu denen alle großen Männer anderer Völker nichtig erscheinen sollten. Er erachtete es für geboten, sich durch eine innere Läuterung dazu vorzubereiten, damit er vor allen Dingen tugendhafte Menschen verstehen könne. Daher hielt er zunächst mit der Fortsetzung seiner Dichtung inne, las philosophische Schriften über die Seele und vertiefte sich in die heilige Schrift und geistliche Schriftsteller, damit er selbst ein guter Christ werde. Sein Zustand wurde krankhaft. Gogol verfiel in Mysticismus, ließ sich zu rauhem Urteil über die Fehler anderer hinreißen und hatte kaum einen andern Wunsch, als den, stets zu beten. Trotzdem arbeitete er Jahre lang an dem zweiten Teile „der toten Seelen“, den er für eine unbedingte Notwendigkeit hielt. Aber statt dessen erschienen 1846 „Briefe an seine Freunde“, voll moralischer Lehren und ärgster Asketik. Wenn Gogol darin u. a. den Grundsatz ausspricht, daß das Volk in Unwissenheit erhalten bleiben müsse, so kann man nur tiefes, herzliches Mitleid empfinden über die Verirrung eines so hochbegabten Geistes. In solch bedauerlicher Anschauung hatte er auch das Manuscript des zweiten Teiles verbrannt und fügt der Mitteilung darüber gar noch die Bitte an, seine Leser möchten all seine früheren Werke vernichten, da sie die Gesellschaft verleumdeten.

Natürlich riefen diese „Briefe“ wiederum neue Angriffe und Vorwürfe wach, gegen die Gogol sich in den „Bekennnissen“ zu rechtfertigen versuchte. In solch trüber Stimmung pilgerte er 1848 nach Jerusalem und anderen Orten Palästinas, fand aber weder Beruhigung, noch vollständige Kräftigung seiner Gesundheit. „Ich sieche am Leibe, doch nicht am Geiste“, schrieb er einst; „kommt die bestimmte Zeit, so vollende ich in wenig Wochen, wozu ich fünf böse Jahre gebraucht habe.“ Seine Hoffnung wurde nicht ganz erfüllt, und er starb am 4. März 1852 an Erschöpfung der Kräfte infolge geistiger Zerrüttung. Kurz zuvor war

(b.) Der zweite Teil (1851?)

der „toten Seelen“ erschienen, unvollendet zwar an mehreren Stellen, aber doch ein herrliches Zeugnis der ehemaligen Kraft des Dichters und von blinder Frömmerei noch wenig angekränkt.

„Schon wieder ist es das menschliche Elend, schon wieder sind es die Unvollkommenheiten unsers gesellschaftlichen Lebens, die wir unsern Lesern vorführen.“ Diese Einleitungsworte lassen uns wiederum vermuten, daß der Inhalt auch des zweiten Teiles höchst traurig sei, aber wir täuschen uns wenigstens teilweise. Wiederum macht Tschitschikow eine Rundreise bei den Vertretern des Landadels (Tentetnikow, Petrischtschew, Pjetuch, Platonow, Kostanglo, Koschkarow und Chlobujew), um tote Seelen einzukaufen. Je mehr er sich aber dem Zeitpunkt nähert, der dies Hauptgeschäft zum glücklichen Abschluß bringen soll, um so lebhafter nährt er in sich die Idee, Besitzer eines wirklich en, friedlichen Gutes zu werden, und er kauft in der That das verkommene Gut des liederlichen Chlobujew. Indes seine Sucht, schnell reich zu werden, treibt ihn dazu, seinen Plan wieder fallen zu lassen; er verbindet sich mit Lenizin, in dem er einen verwandten Character findet, und begeht mit ihm eine für beide höchst vorteilhafte Testamentsfälschung. Allgemach aber gehen über sein Treiben so viel Denuncationen bei Gericht ein, daß man endlich zu seiner Verhaftung schreitet. Bleiche Furcht erschüttert den abgefeimten Betrüger; nichtsdestoweniger täuscht er die Behörde durch Bestechung und Betrug und weiß das Herz des frommen Murasow, des Branntweinaccisenpächters, so zu rühren, daß dieser beim Gouverneur für ihn eintritt und seine Entlassung erwirkt. „Hören Sie auf, an tote Seelen zu denken“, jagt ihm Murasow, „denken Sie an Ihre eigne lebendige Seele und setzen Sie mit Gott Ihren Wanderstab auf einen andern Weg!“ — „Murasow hat Recht“, spricht Tschitschikow zu sich selbst, „es ist Zeit, einen andern Weg einzuschlagen“, ordnet die Abreise an und fährt ab.

„Warum gab ich mich so sehr der Verzweiflung hin? Die Haare brauchte ich mir jedenfalls nicht auszureißen.“ So meditiert Tschitschikow während der Abreise, und das beweist uns am klarsten, daß die Erschütterung des Unglücks bei ihm nicht nachhaltig sein wird; unsere Phantasie sieht ihn in nicht ferner Zeit aufs neue hinausziehen in die Welt, in der er, wie ehemals, aus der Gemeinheit und Dummheit der Menschen Vorteil ziehen wird. Der Abschluß der Erzählung kann also auch im zweiten Teile der toten Seelen nicht als ganz befriedigend angesehen werden. Dazu kommt, daß das frömmelnde Wesen des Dichters in den Schlußkapiteln sich zu breit macht. Dieser Murasow, der alles Thun und Handeln als göttliche Mission betrachtet, der als Pächter der Branntweinaccise (!) 40 Millionen Rubel verdient hat, der sich darauf legt, verkommene Menschen im Dienste der Kirche zu verwenden, und sich durch das Wimmern eines abgefeimten Betrügers bethören läßt — ein solcher Mann ist, kurz gesagt, ein Unding sowohl in Rußland als anderswo.

Nichtsdestoweniger hat der zweite Teil vor dem ersten jedenfalls den Vorzug, daß nicht bloß schlechte Charactere darin vertreten sind. Neben dem Betrügerpaar Tschitschikow und Lenizin und ihren Helfershelfern, dem durchtriebenen Rechtsanwalt und dem Erzschelm Samswistow — nebst dem faulen Pjetuch, der lebt, um zu essen, — neben dem liederlichen Chlobujew, der seine und anderer Menschen Verkommenheit mit klarem Blick erkennt und doch nicht vermag, gegen sich selbst anzukämpfen — neben diesen und ähnlichen Menschen giebt es eine Art von Mittelschlag. Dahin gehört der apathische Platonow, der auf das Glück oder Unglück anderer ebenso gleichgültig blickt, wie auf die Schönheiten der Natur; dahin gehört ferner der Oberst a. D. Koschkarow, das Urbild der blinden Reformer und Organisatoren, die jede Einrichtung des Westens bei sich in Rußland einführen, ohne ihr eignes Land auch nur annähernd zu kennen; dahin gehört endlich auch der pensionierte General Petrischtschew, der voll Eitelkeit und Ehrgeiz, sonst aber gutmütig ist. Die höchste Stufe aber nehmen Kostanglo und Frau, Tentetnikow und Ulinka ein. Kostanglo ist der Landwirt par excellence, bei dem jede Minute ausgefüllt ist, der seine Bauern zu tüchtigen Arbeitern macht, der im steten Umgange mit der Natur die Größe und Güte Gottes fühlt und deshalb mit Verdruß und Aerger über das erbärmliche Treiben eines Pjetuch und Chlobujew sich ausspricht. Neben ihm steht seine Gattin, frisch und schön, wie Gottes heller Tag, redselig und freundlich, rührig im Haushalt und ihr Kind selbst erziehend. Das ist ein edles Paar, das Zufriedenheit und Glück um sich her verbreitet. Mit besondrer Vorliebe hat Gogol das andere Paar gezeichnet: Tentetnikow und Ulinka. Tentetnikow war erzogen von einem vorzüglichen Lehrer und erfüllt von dem Streben

nach Fortschritt; aber sobald er in das praktische Leben trat, erlahmte er unter dem Mechanismus seiner Beamten-thätigkeit und schied aus dem Staatsdienste aus, um sich der Bewirtschaftung seines Gutes zu widmen. Er begann, segensreiche Einrichtungen zu treffen und den Frohdienst seiner 300 Bauern zu erleichtern. Als er aber bemerkte, daß der Bauer ihn trotz aller Erleichterungen zu betrügen fortfuhr, als er immermehr fühlte, daß seine Büchergelehrsamkeit ihn für das practische Leben fast unbrauchbar machte, als er sah, daß er seine Bauern, und seine Bauern ihn nicht verstanden — da erschlafften allgemach seine Kräfte. Er ließ die Gutswirtschaft laufen, wie sie wollte, zog sich von allem Verkehr mit der Welt zurück und lebte, aller Thatkraft beraubt, thatenlos wie ein Tagedieb. Nur hin und wieder erwachte er aus seinem schlafähnlichen Dasein, wenn er einen Blick in die Zeitung warf und von dem gemeinnützigen Wirken eines ehemaligen Kameraden las; dann traten Thränen der Wehmut in sein Auge, darüber, daß niemand, wie ehemals sein Lehrer, ihm zur Seite stehe und seinen vom ewigen Schwanken erschlafften Kräften wieder Elasticität verleihe. Ein Umstand hätte ihn fast erweckt. Er hatte Ulinka, die Tochter seines Nachbarn, des Generals a. D. Betrischtschew, kennen gelernt; ihre angenehme Erscheinung, ihr edles thatkräftiges Mitleid mit jedem Unglücklichen, ihr Haß gegen jede schlechte Handlung machten sie zu seinem guten Engel: aber er überwarf sich mit ihrem Vater und alles war aus; regungslos lebte er weiter. Da führte das Geschick Tschitschikow herbei, der, merkwürdig genug, eine Ver-söhnung anzubahnen versuchte. Leider hat der Dichter gerade den Eintritt und die Folgen derselben nicht geschildert, sondern nur ganz kurz angedeutet, daß der Ver-söhnungsversuch gelingt, Tentetnikow Ulinka heimführt, seine bisherige Lebensweise aufgibt und mit glücklichem Erfolg sich dem practischen Leben zuwendet.

Übrigens ist Tentetnikow ein Character, dem man sehr, sehr häufig in Rußland begegnet. Denn nichts begeistert den Russen mehr als der Fortschritt, und er beginnt, einmal begeistert, eine Thatkraft zu entwickeln, deren nicht viele Menschen fähig sind. Die Absicht ist die beste — aber sie trägt selten Früchte. Es ist, als ob der Russe gleich beim Beginn befriedigt ist und mit dem Anfang schon alles gethan glaubt: denn seine Kräfte erlahmen gar bald nach Beginn der Arbeit. Deshalb hat der Dichter nur zu recht, wenn er klagend ausruft: „Wo aber findet sich der Wundermann, der den Russen in ihrer heimischen Sprache das allmächtige Wort „Vorwärts!“ zuzurufen vermöchte? Wo findet sich der, der alle Kräfte, alle Eigenheiten und die ganze Tiefe unserer Natur erkennend, uns wie mit einer Wünschelrute den höhern Lebenspfad zeigte? Welche Thränen des Dankes, welche Liebe würden wir ihm weihen! Aber Generation auf Generation geht ins Grab, und eine schmachvolle Trägheit, ein geistloses Schaffen umfaßt das unreife junge Rußland, und die ewigen Götter lassen keinen Mann erstehen, der das allmächtige Wort auszusprechen vermöchte.“

Das ist ein schmerzliches Bekenntnis aus dem Munde des Mannes, dessen Hoffnungen in der herrlichen Zukunftsentwicklung seines Vaterlandes gipfelten (vgl. S. 17), dessen Wirken und Streben einzig und allein dem Fortschritte desselben galt. Gleiche Hoffnung von und mit ihm hegte Herzen, der ein Jahr nach dem Tode Gogols schrieb: „Gogols Poesie ist der Schrei des Schreckens und der Scham, den der durch ein zügelloses Leben herabge-würdigte Mensch ausstößt, wenn er plötzlich in einem Spiegel seine vertierten Züge erblickt. Aber wo ein solcher Schrei der Brust sich entwinden kann, da müssen noch gesunde Teile und eine große Rehabilitationskraft vorhanden sein. Wer seine Fehler und seine Schwächen offen eingesteht, der fühlt, daß sie nicht seinem ursprünglichen Wesen angehören, daß noch ein Etwas in ihm ist, welches dem Ruin widersteht und entgeht, daß er die Vergangenheit noch zurückkaufen und nicht nur sein Haupt wieder erheben, sondern daß auch, wie in Byrons Tragödie, aus dem weiblichen Sardanapal ein Held Sardanapal werden kann.“

Ob die Hoffnungen beider Patrioten sich erfüllt haben oder noch erfüllen werden — wer möchte das zu entscheiden wagen?

Richard Bindel.